

Nieder-Olm, Oberamtsvogtei	C 8–C 9	Reuß (?)	E 2
–, Gemeinde	C 10	Saulheim	C 14
–, Mairie	C 11–C 13	Stadecken, Rat und Gericht	C 15
Ober-Olm, Mairie	C 13	Sulzheim, Gericht	C 16
Raesfeld, Heinrich	K 2	Westhofen, Notar	F 1
Reinhard, Sebastian	J 2	Zornheim, Gericht	C 17
Renard, Generalrezepteur	A 11		

INDEX DER MOTIVE

Adler	B 1, C 12, C 13, C 15, E 2	Maria mit Kind	G 2
Anker	B 2	Marianne	F 1
Balken	C 17, E 1, L 3	Marienkrönung	C 6
Bettler	A 1	Martin, St.	A 1
Blume	D 2	Palmen	C 7
Buchstabe	C A 11	Philipp, St.	C 16
– V	A 11	Rad, Mainzer	A 3, A 4, A 5, A 6, A 8, A 10, C 2, C 6, C 7, C 8, C 10, C 17
C, Buchstabe	A 11	Sankt Jakob	C 16
Feuerrost	C 3	– Martin	A 1
Halbmonde	C 14	– Philipp	C 7
Heilige	A 1, C 4, C 7, C 16	– Walpurga (?)	C 4
Herz	D 2, L 1	Schach	A 2
Hirsch	H 2	Steinbock	A 2
Jakob, St.	C 16	Walpurga, St. (?)	C 4
Kapelle	G 2	Zickzackbalken	E 1
Kreuz	C 7, C 10		
Löwe	C 1, C 5, C 9		
Mainzer Rad	A 3, A 4, A 5, A 6, A 8, A 10, C 2, C 6, C 7, C 8, C 10, C 17		

Historische Porträts

1. Hermann Bär (1742–1814) Mönch und Geschichtsschreiber

Weil er in die „Nassauischen Lebensbilder“ aufgenommen worden ist, könnte man meinen, der Zisterziensermönch und Historiker Hermann (Johannes) Bär sei ein echter Nassauer. Er stammt jedoch aus Ober-Olm, wo er am 1. Januar 1742 als Sohn des wohlhabenden Bauern Adam Bär und seiner Ehefrau Anna Maria, geb. Weber, geboren wurde.

Kaum eine Stunde von seinem Heimatdorf entfernt lag der heute nicht mehr bestehende Birkerhof, ein Gut, das bereits seit dem 12. Jahrhundert dem Kloster Eberbach gehörte. Regelmäßig kamen von dort Mönche über den Rhein, um für das Gutspersonal Gottesdienst abzuhalten. Der junge Johannes ging oft zum Klostergut, zumal damals Verwandte von ihm das Pachtrecht ausübten. Auf diese Weise lernte er die Eberbacher Mönche kennen und schätzen. Diese erkannten die Begabung des Jungen und gaben ihm höchstwahrscheinlich den ersten Unterricht. Seine Schulausbildung hat er gewiß auf dem Jesuitengymnasium in Mainz abgeschlossen.

Als Achtzehnjähriger trat Johannes Bär im Herbst 1760 in das Kloster Eberbach ein, in dem er nahezu 43 Jahre verleben sollte. Nach dem üblichen Noviziat wurde er zum Priester geweiht und nahm den Klosternamen Hermann an. Seine Mitbrüder lernten sehr bald den großen Eifer und die Gewissenhaftigkeit des jungen Mönchs schätzen, so daß ihn Abt Adolf II. Werner von Salmünster zum Bursarius oder Ökonom, also zu dem für die Vermögensverwaltung zuständigen Pater, berief.

Sei es, daß Hermann Bär die Beschäftigung mit den finanziellen Angelegenheiten geistig nicht erfüllte, sei es, daß sie ihm noch Freizeit genug ließ, jedenfalls wandte er sich lieber und stärker einer anderen Arbeit zu: der Geschichtsforschung. Die rund 8000 Bände zählende Klosterbibliothek kam dieser Neigung des forschungsbe-

reiten und wißbegierigen Mönchs sehr entgegen. Bei den arbeits- und zeitintensiven Werken, die er hinterlassen hat, ist anzunehmen, daß er zumindest die letzten Jahrzehnte vom Amt des Ökonomen befreit und ganz für die wissenschaftliche Forschung freigestellt worden ist.

Von Hermann Bärs Veröffentlichungen sei zuerst der zweite Band seiner „Beiträge zur Mainzer Geschichte der mittleren Zeiten“ (d. h. des Mittelalters) genannt, der 318 Seiten zählt und den Titel trägt: „Natürliche Beschaffenheit und Kultur des Rheingaus“ (erschieden 1790 in Mainz). Seine Geschichte der Abtei Eberbach im hohen Mittelalter ist erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode veröffentlicht worden, und zwar von Karl Rossel, dem Sekretär des „Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung“ (Band 1, 688 Seiten, 1855; Band 2, 400 Seiten, 1858). Alle drei Bücher sind für jeden, der sich mit der Geschichte eines Ortes zwischen Wiesbaden und Lorch beschäftigt, unentbehrlich. Sein Biograph Johannes Hau schätzt die Bedeutung der Werke des gebürtigen Ober-Olmers noch höher ein, wenn er schreibt, sie hätten einen „bleibenden Wert für das gesamte mittelrheinische Gebiet“.

Der von Napoleon veranlaßten Säkularisation fiel im Jahre 1803 auch die Abtei Eberbach zum Opfer. Die Mönche mußten das Kloster verlassen, das von nun an weltlichen Zwecken diente. Die vielen handgeschriebenen Werke Hermann Bärs konnten zum Glück gerettet werden und befinden sich heute im Besitz des Nassauischen Altertumsvereins.

Dem Historiker Bär fiel die erzwungene Trennung vom Kloster Eberbach mit seinem reichen Archiv besonders schwer. Er kehrte in seine linksrheinische Heimat zurück. Wie er seinen Lebensabend verbrachte, ob weiterhin überwiegend in der Geschichtsforschung oder in der Seelsorge – wie so viele Mönche der säkularisierten Klöster –, das ist nicht bekannt. Hermann Bär starb am 24. Oktober 1814 in Mainz.



2. *Peter Eckes* (1804–1873)
Weinbrenner und Firmengründer

Kein Name hat Nieder-Olm derart bekannt gemacht wie Eckes. Auf den meisten Artikeln dieser Spirituosenfirma steht der Name ihres Gründers: Peter Eckes.

Er war kein Alteingesessener, er stammte aus der Kreuznacher Gegend. Als Sohn des „Ackermannes“ Michael Eckes und seiner Ehefrau Agnes, geb. Lunkenheimer, wurde er in Wallhausen geboren, einem Dorf, das etwa zehn Kilometer nordwestlich von Bad Kreuznach im Tal des Gräfenbaches liegt und auch heute noch überwiegend vom Wein- und Ackerbau lebt. Der Geburtstag von Peter Eckes ist nicht bekannt, dafür aber das Datum der Taufe: 1. Oktober 1804. Da seine Eltern schon früh starben – seine Mutter mit 30 und sein Vater mit noch nicht 46 Jahren –, war er bereits mit 14 Jahren Vollwaise und mußte darüber hinaus noch mithelfen, für seine zahlreichen Geschwister zu sorgen. Die harte Jugend hat ihn gewiß für sein ganzes Leben geprägt.

Sobald er konnte, nämlich schon mit 17 Jahren, meldete sich der junge Bauernsohn zu den Soldaten, und zwar zu den Roten Husaren (Wallhausen gehörte seit dem Wiener Kongreß zu

Preußen). Nach dreijähriger Militärzeit trat er in Mainz in den Dienst des Transportunternehmens Arens, dessen Besitzer schon alt und gebrechlich war und in ihm bald eine tüchtige Stütze fand.

Der strebsame und ehrgeizige Peter Eckes baute diesen Betrieb weiter aus. Auf seinen Fahrten kam er oft auch durch Nieder-Olm. In der Poststelle in der Pariser Straße, wo sich die Fuhrleute trafen und wo Pferde ausgewechselt wurden, lernte er seine spätere Lebensgefährtin kennen, die vom Bauernhof nebenan stammte. Es war Katharina Rögner, die älteste Tochter des Bauern Michael Rögner und seiner Ehefrau Anna Maria, geb. Frank. Die alteingesessenen Rögners besaßen in Nieder-Olm großes Ansehen. Ihre Vorfahren waren Schöffen, Schultheißen und Gerichtsschreiber gewesen. Die Hochzeit der fast 23jährigen Bauerntochter mit dem 34jährigen „Ackerburschen aus Wallhausen“ – so die Berufsangabe in der Trauungsurkunde – fand am 26. Januar 1839 in der Nieder-Olmer Pfarrkirche statt.

Mit finanzieller Unterstützung der Schwiegereltern erwarb der nur wenig vermögende Peter Eckes schon ein Jahr darauf das Stammhaus der späteren Weinbrennerei, das 1981 einem Geschäftsneubau weichen mußte. Der inzwischen selbständige junge Transportunternehmer verdiente so gut, daß er bald schuldenfrei war. Die Zahl der eigenen Pferde nahm in acht Jahren um das Zehnfache von vier auf vierzig zu. Da Eckes nun in der Hauptsache Steinkohle beförderte – in jenen Jahren begann die „Industrielle Revolution“ –, wurde er in den Urkunden zwischen 1840 und 1860 in erster Linie als „Steinkohlenhändler“ geführt. 1852, als er zusätzlich eine Gastwirtschaft eröffnete, trat die Berufsbezeichnung „Gastwirt“ und 1857 sogar „Gutsbesitzer“ hinzu.

Der ideenreiche und weltoffene Nieder-Olmer „Neubürger“ Peter Eckes erkannte früh genug, daß der Siegeszug der Eisenbahn nicht aufzuhalten und damit sein Transportunternehmen bedroht war. Er mußte sich daher bald nach einem neuen Geschäft umsehen. So kam er auf den Gedanken, eine Weinbrennerei zu gründen. Im Jahre 1857 begann er mit der Destillation von Weinrückständen. Das war die Geburtsstunde der heute rund 2300 Mitarbeiter zählenden Firma Eckes, die im Gründungsjahr lediglich aus einem Fuhrmann, vier Fuhrknechten und einem Weinbrenner bestand.

Als im Jahre 1871 die Eisenbahn auch Nieder-Olm erreichte und gewiß viele Transportunternehmer im Rhein Hessischen arbeitslos machte, hatte Peter Eckes längst vorgesorgt. Die junge Weinbrennerei konnte ihn und die Seinen gut ernähren. Sein wirtschaftlicher Erfolg verschaffte ihm Ansehen, so daß man ihm, dem „Zugereisten“, in den sechziger Jahren die Vertretung des Bürgermeisters antrug.

Der rastlose Firmengründer rechnete gewiß nicht als 69jähriger mit dem Tod. Denn als er am 12. November 1873 starb, hinterließ er kein Testament. Indessen war sein Sohn Peter II. so gut eingearbeitet, daß er den Betrieb sogleich übernehmen und auch noch ausbauen konnte.

Peter Eckes sen. wird von Zeitgenossen als ein ernster, verschlossener und wortkarger Mann geschildert, der „außerordentliche Geistesgaben, unermüdete Schaffensfreude und eiserne Energie“ besaß. Er verkörperte den Typ eines Unternehmers, der selten ist. Denn ihn „trug nicht irgendeine Konjunktur nach oben, wie das häufig in den sogenannten Gründerjahren der Fall war. Seine überdurchschnittliche Intelligenz und Zielstrebigkeit sprengten den engen Rahmen, den Abstammung und Familienverhältnisse von Hause aus gelegt hatten“ (zitiert aus der Firmenchronik).

Peter Eckes zählt aus heutiger Sicht zu den bedeutenden Firmengründern des 19. Jahrhunderts in Rhein Hessen. Ohne seine Verdienste schmälern zu wollen, darf aber auch seiner kaum weniger tüchtigen Nachkommen in der Firmenleitung gedacht werden. Wie viele Unternehmen sind nämlich trotz eines tüchtigen Firmengründers früher oder später eingegangen, weil es den Nachfolgern an der notwendigen Sparsamkeit, an Unternehmungsgeist, an Durchsetzungsvermögen und an Einfallsreichtum mangelte. Stellvertretend für alle Nachkommen des Gründers seien hier die heutigen Leiter der Firma genannt, Ludwig und Peter Eckes, deren Verdienst es ist, den nach dem Krieg (1948) erst 50 Mitarbeiter zählenden Betrieb zur heutigen Größe ausgebaut zu haben.

3. *Franz Bernhard Hembes* (1818–1892) Ölmüller und Politiker

Franz Bernhard Hembes ist der älteste der bisher insgesamt sechs Landtagsabgeordneten aus unserer Verbandsgemeinde. Er wurde am 20. November 1818 als Sohn des Gutsbesizers



und Bürgermeisters Bernhard Hembes und seiner Ehefrau Margaretha, geb. Schmitt, in Ober-Olm geboren. Nicht nur er stammte aus einer politisch orientierten Familie, sondern auch seine Frau Anna Maria. Sie war die Tochter des Abgeordneten Franz-Josef Brunck aus Fürfeld, der der Frankfurter Nationalversammlung angehört hatte.

Hembes wohnte in der Ober-Olmer Obergasse und betrieb dort eine Ölmühle, die aber später einging. Im Landtagshandbuch ist als Beruf „Ölmüller“ angegeben.

Im März 1849 wählten die Ober-Olmer den erst 30jährigen zum Nachfolger von Bürgermeister Valentin Schreiber, der diesen Posten aus Altersgründen abgegeben hatte. Es fällt auf, daß die damals doch verhältnismäßig sehr kleine Gemeinde Ober-Olm aus Anlaß der Einsetzung des Franz Hembes zum neuen Bürgermeister eine 16seitige Broschüre drucken lassen konnte. Sie enthält eine ungewöhnlich ausführliche Beschreibung der Einsetzungsfeierlichkeiten – insbesondere eines Umzugs – und die Texte der gehaltenen Reden. Aus ihnen spricht die überschwengliche Freude über die endlich erlangte Demokratie. Der Leser könnte meinen, diese Ansprachen stammten aus der Frankfurter Nationalversammlung, die ja damals – im Frühjahr 1849 – noch tagte.

19 Jahre lang – bis 1868 – leitete Hembes gewiß erfolgreich die Geschicke seiner Heimatgemeinde. Nur vier Jahre währte die politische „Ru-

hepause“, da wurde er im Dezember 1872 für den 8. hessischen Wahlbezirk, der das Mainzer Umland mit Nieder-Olm umfaßte, in den Darmstädter Landtag gewählt. Er ist dort nicht besonders hervorgetreten. Seine Partei war die Liberal-konservative, die sich jedoch keines langen Bestandes erfreuen konnte. Durch den unseligen Kulturkampf erlangte die Zentrumspartei auch in den katholischen Gebieten Rheinhessens immer größeren Einfluß. Sie brachte bei der nächsten Landtagswahl im Jahre 1875 ihren Kandidaten durch, und zwar den Mainzer Buchdruckereibesitzer Johann Baptist Falk III.

Seinen Lebensabend verlebte Hembes in Mainz, wo er in der Neubrunnenstraße wohnte. Dort starb er im Alter von 74 Jahren am 23. November 1892 und wurde auf dem Mainzer Hauptfriedhof begraben.

4. Johannes Stauder (1829–1897)

Pädagoge und Ministerialbeamter

Bei der bekannten Abneigung der Rheinessen gegen Preußen ist es schon verwunderlich, daß ein gebürtiger Nieder-Olmer zu einem hohen Amt



im preußischen Kultusministerium aufsteigen konnte. Es war Johannes Stauder, der als viertes Kind des damaligen Ziegeleibesitzers Veit Stauder am 6. Dezember 1829 im späteren Gasthaus „Zur schönen Aussicht“ geboren wurde.

Der begabte Junge fiel schon in der Volksschule durch seine guten Leistungen auf, so daß ihn der damalige Pfarrer Greipp – in der Hoffnung, ihn später für den geistlichen Stand gewinnen zu können – durch Privatunterricht auf die höhere Schule vorbereitete. Nach dem Besuch des Mainzer Gymnasiums studierte der Abiturient jedoch nicht Theologie, sondern Philologie und Geschichte, und zwar zunächst an der hessischen Landesuniversität Gießen und später in Heidelberg. Seine erste Anstellung als Lehrer fand Stauder an „seinem“ Gymnasium in Mainz, an dem er nur zwei Jahre unterrichtete.

Als nämlich der damalige Direktor Dr. Grieser erfuhr, daß Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, der Vorgänger Bismarcks auf dem Posten des preußischen Ministerpräsidenten (1858–1862), einen Hauslehrer für seine Söhne suchte, schlug er sogleich Johannes Stauder vor. Dieser wollte zuerst seine rheinhessische Heimat nicht verlassen, gab aber schließlich dem Drängen aus Sigmaringen nach. Vier Jahre wirkte er in dem herrlichen Schloß hoch über der Donau als Erzieher der jungen Hohenzollernprinzen, von denen Karl später zum König von Rumänien (Karl I., 1881–1914) aufstieg.

Im Jahre 1857 kehrte Johannes Stauder in den staatlichen Schuldienst zurück, jetzt allerdings nicht mehr in den des Großherzogtums Hessen-Darmstadt, sondern in denjenigen Preußens. Er blieb jedoch im Rheinland, nämlich in Bonn und Köln. 1864 wurde er zum Direktor des Gymnasiums Emmerich am Niederrhein berufen. Hier heiratete er Alwine van Gilben, die Tochter eines reichen Transportunternehmers. 1871 wurde er als Direktor an ein Gymnasium in Aachen versetzt.

Die Tatsache, daß Johannes Stauder im Jahre 1874, also auf der Höhe des Kulturkampfes, zum Provinzialschulrat in Koblenz ernannt wurde, verrät, daß er, der rheinhessische Katholik, bei der preußischen Regierung als ein verlässlicher, regierungstreuer Beamter galt. Schon ein Jahr später erfolgte seine Berufung ins preußische Kultusministerium, in dem ihm der reichlich antikatolische Minister Adalbert Falk die Leitung des

katholischen höheren Schulwesens anvertraute. In diesem Amt hat sich Stauder kaum schätzbare Verdienste um die Wiedereröffnung der im Kulturkampf vom Staat geschlossenen Konvikte und Priesterseminare erworben. 1882 wurde er zum Geheimen und 1892 zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat ernannt. Die Beförderung zum Ministerialdirektor stand kurz bevor, als er am 19. Januar 1897 in Berlin plötzlich an den Folgen eines Schlaganfalls starb.

Johannes Stauder hielt zeitlebens enge Verbindung zu seiner rheinhessischen Heimat. Oft besuchte er seine Geschwister in Nieder-Olm, auch seinen Studienfreund Dr. Friedrich Schneider, den kunstsinnigen Domkapitular, und ebenso den Mainzer Bischof Paul Leopold Haffner, mit dem ihn, den liberalen Katholiken, eine enge Freundschaft verband.

5. Michael Wolf VI (1859–1929)

Winzer und Politiker

Keiner der fünf „hessischen“ Landtagsabgeordneten aus den Orten der Verbandsgemeinde Nieder-Olm gehörte dem Parlament so lange an wie Michael Wolf VI aus Stackeden. Von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, war er fast zwei Jahrzehnte, nämlich von 1899 bis 1918, Mitglied des Landtags des Großherzogtums Hessen.

Der Politiker wurde am 27. Juni 1859 als Sohn des Kleinbauern Michael Wolf III und seiner Ehefrau Anna Elisabeth, geb. Wolf, in Stackeden geboren. Nach dem Besuch der Volksschule seines Heimatdorfes und der Privatschule des Herrn E. Lucius in Jugenheim erlernte er den Beruf des Geometers, also des Landvermessers. 1877 legte er die staatliche Prüfung ab und durfte sich fortan „Großherzoglich Hessischer Geometer“ nennen.

Im Jahre 1886 heiratete Wolf die Stackeder Bauern- und Winzertochter Anna Elisabeth Wolf. Der Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Wolfs große Erfolge im Weinabsatz bewogen ihn 1890, sich hauptberuflich als Weinhändler zu betätigen. Er konnte sogar noch zwei Handelsvertreter einstellen, die seine Kundschaft – vornehmlich in Oberhessen und Sachsen – besuchten. Mit der Zeit wurde sein Anwesen zu klein, so daß er sich 1903 einen neuen und großen Hof bauen mußte, und zwar in der



Weinbergstraße 6, wo heute sein Enkel Werner Wolf wohnt.

Schon in jungen Jahren interessierte sich Michael Wolf für Politik. Er war ein großer Verehrer des Reichskanzlers Bismarck, dem zuliebe er seinen Sohn Otto nannte. Im Alter von 40 Jahren wurde Wolf im Dezember 1899 für den Bauernbund in die „Zweite Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen“ gewählt. Im Landtagshandbuch von 1906 wird er aber nicht als Mitglied, sondern nur als „Hospitant“ (Gast) geführt.

Der Bauernbund, der später in Klammern die Bezeichnung „Hessische Volkspartei“ hinzufügte, war in erster Linie ein wirtschaftlicher Interessenverband, trug aber auch starke deutschnationale und gelegentlich sogar antisemitische Züge. In den überwiegend evangelischen Teilen Rheinhessens besaß er eine relativ große Anhängerschaft. Während ähnliche Gruppierungen, der „Bund der Landwirte“ und der „Bayerische Bauernbund“, im Reichstag nie mehr als sechs bzw. fünf Mandate erzielen konnten, bildete der Bauernbund im hessischen Landesparlament nach der Nationalliberalen Partei die zweitstärkste Fraktion. In dem 50 Abgeordnete zählenden 33.

Landtag (1905–08) war er mit elf Mitgliedern und zwei Hospitanten vertreten.

Michael Wolf gehörte dem hessischen Parlament fast sechs Legislaturperioden an. Bei der Wahl zum 33. Landtag im Jahre 1905 wurde allerdings nicht er, sondern der Wörrstädter Bürgermeister Philipp Christ gewählt. Dieser aber verblieb nur einige Monate im Parlament, so daß Wolf nach dessen Ausscheiden wieder seinen alten Platz einnehmen konnte. Warum er nicht gleich zu Beginn der 33. Legislaturperiode in den Landtag einzog, ist nicht bekannt. Desgleichen nicht, weshalb er schon am 22. Januar 1918, also rund acht Monate vor dem durch die Novemberrevolution herbeigeführten Ende der 36. Legislaturperiode, ausgeschieden ist.

Im Darmstädter Landtag vertrat Michael Wolf hauptsächlich die Belange der rheinhessischen Bauern und Winzer. Besonders groß war sein Einfluß auf die Weingesetzgebung. Als gelernter Geometer beschäftigte er sich selbstverständlich auch mit allen Fragen des Vermessungswesens, sobald solche im Parlament zur Sprache kamen. Überhaupt war sein Interessengebiet überaus groß. Seine Anfragen und Reden behandeln die Gewerbeaufsicht, das Schulwesen und die Regulierung der Selz genauso wie die „Zigeunerplage“.

In so manchen seiner Anliegen wurde Michael Wolf von den damaligen Mainzer Zentrumsabgeordneten Lorenz Diehl, Josef Molthan und Dr. Joseph Schmitt unterstützt. Deren Namen findet man oft unter Anfragen und Anträgen neben demjenigen Wolfs, etwa im Jahre 1904, als dieser sich energisch für den Weiterbau der Selzalbahn von Stackeden nach Nieder-Olm einsetzte. Dieses Projekt war wohl eines der wichtigsten dieses Stackeder Parlamentariers. Mit jener Eisenbahnlinie, die aus finanziellen Gründen nicht zustande kam, wäre Nieder-Olm mit Ingelheim verbunden worden.

Michael Wolf war ein begabter, gewandter, vielseitiger und trotz seiner einfachen Schulbildung gebildeter Mann. Hilfsbereit gab er sein Wissen und seine Erfahrungen an seine Mitbürger weiter. Erhalten ist eine 31seitige Broschüre mit dem Titel „Praktische Anleitung zur Berechnung des steuerpflichtigen Ertrags landwirtschaftlicher Betriebe“. Sie erschien 1904 im Selbstverlag. Nicht gedruckt wurde dagegen ein ebenfalls von ihm verfaßtes „Bauerdrama in drei

Akten“ mit dem Titel „Um Amt und Ehre“, das er 1909 fertigstellte und dessen Manuskript sich im Besitz seines schon erwähnten Enkels Werner Wolf befindet.

In Vertretung des zum Heeresdienst eingezogenen Bürgermeisters Holl leitete Michael Wolf im Jahre 1918 auch die Gemeindeverwaltung, und zwar in seiner Funktion als Erster Beigeordneter. Danach zog sich der inzwischen Sechzigjährige aus der Politik weitgehend zurück. Als ihn 1919 die Franzosen nach Frankreich einluden, ließ er sich nicht für deren separatistische Absichten gewinnen.

Michael Wolf VI starb nach einem kurzen Leiden fast 70jährig am 6. März 1929 in seinem Heimatdorf Stackeden, auf dessen Friedhof sich heute noch sein Grab befindet.

6. Philipp Kneib (1870–1915)

Theologe

Seit mehreren Jahren erinnert in Zornheim die Professor-Kneib-Straße an den bisher größten Sohn dieser Gemeinde. Philipp Kneib war katholischer Theologe, von 1906 bis zu seinem Tode Professor für Apologetik an der Universität Würzburg.

Geboren wurde er am 19. Februar 1870 als ältestes von acht Kindern des Schreiners Joseph Kneib III und seiner Ehefrau Maria, die ebenfalls eine geborene Kneib war. Da Philipp in der Zornheimer Volksschule durch seine Begabung und seinen Fleiß auffiel, schickte man ihn nach Mainz aufs Gymnasium, das er 1891 mit einem sehr guten Reifezeugnis verließ. Er entschloß sich zum Priesterberuf und studierte vier Jahre im Mainzer Priesterseminar Philosophie sowie Theologie. Zu seinen Lehrern zählten Anton Kirstein (Philosophie und Apologetik) sowie der spätere Mainzer Bischof Heinrich Brück (Kirchengeschichte und Kirchenrecht). Am 8. März 1895 wurde Philipp Kneib zum Priester geweiht. Die Primiz in seiner Pfarrgemeinde war für diese das erste große freudige Ereignis des Jahres; das zweite folgte ein paar Monate später: die Einweihung der neuerbauten Pfarrkirche St. Bartholomäus.

Nur knapp einen Monat wirkte Kneib in der Seelsorge, und zwar als Kaplan in Gernsheim/Rhein, da wurde er zum Weiterstudium beurlaubt. Auf Wunsch seiner Vorgesetzten sollte er die Universitätslaufbahn einschlagen. Die Kosten

für die Promotion übernahm das Bistum Mainz. Bischof Haffner wünschte, daß Kneib nach Würzburg ging. An der angesehenen Theologischen Fakultät der dortigen Universität besuchte er vor allem Vorlesungen und Seminare des Professors Herman Schell, der den Lehrstuhl für Apologetik, christliche Kunstgeschichte und vergleichende Religionswissenschaft innehatte. Dieser damals sehr bekannte Forscher und Publizist, dessen Lieblingsschüler Kneib bald werden sollte, gilt heute als der bedeutendste Führer des deutschen Reformkatholizismus. Der junge Zornheimer Theologe promovierte bei ihm 1896 mit der Dissertation „Die Willensfreiheit und die innere Verantwortlichkeit“ und erhielt die bestmögliche Note „summa cum laude“.

Philipp Kneib kehrte in sein Heimatbistum zurück, in dem er zunächst noch einmal in der Seelsorge arbeitete, und zwar als Kaplan in den Mainzer Pfarreien St. Quintin und St. Stephan sowie in Bodenheim. Im August 1898 stieg er zum Domkaplan auf. Im Frühjahr des folgenden Jahres wurde er zum Benefiziumsverwalter in Seligenstadt und Lehrer am dortigen Progymnasium ernannt.

Auch hier blieb Kneib nicht lange. Im August 1900 berief ihn der neue Bischof Heinrich Brück zu seinem Nachfolger in der Dozentur für Kirchengeschichte und beauftragte ihn ferner, zusätzlich Moraltheologie zu lehren. Neben seinen wissenschaftlichen Verpflichtungen übte er ein kleines, aber wichtiges seelsorgliches Amt aus: Er wurde der geistliche Leiter der „Juventus“, einer sehr regen Verbindung Mainzer Gymnasiasten.

Nachdem sich eine Bewerbung des inzwischen (1903) zum Professor ernannten Philipp Kneib nach München zerschlagen hatte, erhielt er im Oktober 1906 den Lehrstuhl für Apologetik in Würzburg und wurde damit Nachfolger seines Lehrers Herman Schell, der wenige Monate zuvor gestorben war. Gleich seine Antrittsvorlesung erfuhr – wie so manche Publikation vorher und auch später – mehrere Mißdeutungen, die sich meist in Zeitungsartikeln niederschlugen. Der empfindsame Zornheimer Theologe litt unter solchen Gelehrtenstreitigkeiten sehr stark. Seine ohnehin nicht gerade gute Gesundheit verschlechterte sich immer mehr, zumal er seine Enttäuschungen durch eine gesteigerte Aktivität – insbesondere durch Veröffentlichungen – zu überwinden suchte. Bereits 1909 erlitt er einen Schlagan-



fall, von dem er sich nie mehr ganz erholte. Erst 45 Jahre war er alt, als er am 21. Juli 1915 in Würzburg starb. Dort ist er auch begraben.

Philipp Kneibs Bedeutung für die Theologie liegt hauptsächlich auf dem Gebiet der Apologetik, das ist die Lehrsdisziplin mit der Aufgabe, die Wahrheit der christlichen Verkündigung gegenüber ihren Gegnern zu vertreten. Sein wichtigstes Werk ist das „Handbuch der Apologetik als der wissenschaftlichen Begründung einer gläubigen Weltanschauung“ (1912). Großes Aufsehen erregte Kneibs Broschüre „Die Unsterblichkeit der Seele, bewiesen aus dem höheren Erkennen und Willen“ (1900). Zahlreiche Aufsätze erschienen in bekannten Zeitschriften, u. a. im angesehenen Mainzer „Katholik“. Fast alle Fragen seiner wissenschaftlichen Forschungen griff dieser Zornheimer Gelehrte in seinem letzten Büchlein „Lebensaufgaben und Jenseitssinn“ (1914) auf, in dem er in 13 essayistischen Abschnitten eine Apologie der christlichen Lebensauffassung gab.

Mag auch manches Werk des Zornheimers Philipp Kneib inzwischen überholt sein oder einer Überarbeitung bedürfen, so bleibt er doch einer der bedeutendsten Theologen, die Rheinessen in den letzten hundert Jahren hervorgebracht hat.

7. Wilhelm Holzamer (1870–1907)

Schriftsteller und Dichter

Mit weitem Abstand ist Wilhelm Holzamer ohne Zweifel die bedeutendste Persönlichkeit, die der Nieder-Olmer Raum bisher hervorgebracht

hat. Und er bleibt wohl vorerst auch der einzige, der in die „Neue Deutsche Biographie“ aufgenommen worden ist.

Dieser rheinhessische Schriftsteller, der am 28. März 1870, wenige Monate vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, in Nieder-Olm geboren wurde, war das älteste von sieben Kindern des Sattlers Georg Holzamer (1842–1923) und seiner Ehefrau Katharina, geb. Mayer (1840–1891), doch starben allerdings zwei Geschwister schon im Alter von einem Jahr. Einen viel größeren Einfluß als seine Eltern übte auf die Entwicklung des jungen Wilhelm der Großvater Andreas aus, ein gebürtiger Hesse aus dem Kreis Offenbach, ein liberaler Pädagoge, der 1842 von Osthofen nach Nieder-Olm an die zweiklassige Dorfschule versetzt worden war. Da es zwischen ihm, dem „Achtundvierziger“, und insbesondere der kirchlichen Obrigkeit immer wieder Streitigkeiten gegeben hatte, war er 1860 zwangspensioniert worden. In die Privatschule, die er daraufhin eröffnete, ging auch sein Enkel Wilhelm bis zum Tod des Großvaters im Jahr 1883.

Die Eltern schickten den 13jährigen anschließend nach Mainz in die Realschule, nahmen ihn aber noch vor dem Abschluß herunter, damit er als Ältester recht bald Geld verdienen konnte. Er sollte Lehrer werden wie sein Großvater. Vier Jahre lang besuchte er das Großherzoglich-hessische Lehrerseminar in Bensheim an der Bergstraße, wo es ihm nicht besonders gut gefiel. Er blieb auch hier ein Einzelgänger, wie er schon einer in Nieder-Olm gewesen war.

19 Jahre zählte Wilhelm Holzamer, als er die erste Lehrprüfung bestand. Zum Glück erhielt er seine erste Anstellung nicht etwa in einem abgelegenen Dorf Rheinhessens oder gar im tiefsten Odenwald, sondern in der nahen Kreisstadt Heppenheim. Hier war ihm das Glück recht hold. Die höhere Bürgerschule, an der er nach der zweiten Lehrprüfung eine Planstelle bekam, wurde bald in eine Realschule umgewandelt, an der Holzamer als Fachlehrer für Deutsch, Zeichnen und Musik unterrichten konnte. Das war ein unerwarteter, ja ungeheurer Fortschritt, um den ihn Dutzende von Kollegen, die als einfache Dorfschullehrer ihr Dasein fristen mußten, verständlicherweise beneideten. Erfolg hatte er aber nicht nur im beruflichen, sondern auch im privaten Bereich. Im November 1893 heiratete der 23jährige die



gleichaltrige Kaufmannstochter Marie Hamel, die einer der angesehensten Heppenheimer Bürgerfamilien entstammte. Zwar machten die Schwiegereltern aus ihrer Abneigung gegen den mittellosen Schullehrer keinen Hehl, doch fanden sie sich schließlich mit dieser in ihren Augen „unstandesgemäßen“ Verbindung ab.

Beruflich wie privat war Wilhelm Holzamer nun ein „Arrivierter“, also einer, dem auf der sozialen Leiter relativ schnell und eigentlich ohne große Anstrengungen ein recht großer Sprung nach oben gelungen war. Er hatte ein Heim gefunden, eine gute, nette und noch dazu reiche Frau, wohl auch eine neue Heimat. Denn nach dem Tode seiner Mutter zog es ihn kaum noch nach Nieder-Olm. Der untüchtige Vater wohnte dann zunächst in Marienborn, später bei seinem Sohn Franz, dem späteren Reichstagsabgeordneten, in Berlin und schließlich bei seinem Sohn Sebastian in Frankfurt, wo er 1923 hochbetagt starb.

Die junge Liebe und auch das tiefe Erleben der Natur – Wilhelm Holzamer war Frühaufsteher und machte jeden Morgen einen Spaziergang rund um die Starkenburg –, diese beiden Faktoren mögen es gewesen sein, die ihn zu ersten lyrischen Versuchen anregten. „Meine Lieder an Marie“ nannte er eine nie publizierte Gedichtsammlung. Von seinen ersten drei Veröffentlichungen ist eigentlich erst das 1897 in einem Berliner Verlag erschienene Gedichtbändchen mit

dem programmatischen Titel „Zum Licht!“ erwähnenswert. Die Verse besingen die Natur, die Liebe, auch den Alltag, z. B. „Das Heim“, das ihm seine junge Frau liebevoll bereitet. Manche sind zeitlose Gedichte, die auch heute noch eine Aussagekraft besitzen. Freilich gibt es andere darunter, aus denen ein stolzes Selbstbewußtsein, wenn nicht gar Überheblichkeit und Hochmut sprechen, Verachtung der Philister, der „Hundsfottmenschen“ mit den „Nachplappermäulern“. Holzamer ist stolz darauf, daß er sich über sie „erheben“ konnte, „daß ich auf meinem Golgathawege Euch unter mir ließ – tief, tief – und frei ward, stolz und frei – und ein Dichter!“ (Gedicht „Also sprach ich . . .“). In dem „Die Villa“ betitelten Gedicht verrät er seine zeitgenössischen Vorbilder: „Ich will nicht Rückschau; die Neuen lieb’ ich und versteh’ die Alten.“ Dann nennt er sie, die Neuen, „nur Meister“, die er in seiner „Musenvilla“ aufgestellt hat: zunächst die Dichter, allen voran Conrad Ferdinand Meyer, dann Gustav Falke, Detlev v. Liliencron, Gerhart Hauptmann und Richard Dehmel; von den Musikern Richard Wagner und von den Philosophen Friedrich Nietzsche; und schließlich in langer Reihe die Maler: Lenbach, Thoma, Böcklin, Menzel, Liebermann und Klinger. – In seinem Stolz erhebt sich der große Nietzsche-Verehrer auch schon über die Kirche und spart nicht mit Hieben gegen sie. Das Gedicht „In schwerer Stunde“ beginnt mit den Zeilen: „Laß mir den Pfaffen aus dem Haus, dem hab’ ich taube Ohren“ und wiederholt in einer anderen Strophe diesen Gedanken noch schärfer: „Laß mir den Pfaffen aus dem Haus, laß ohne ihn mich sterben!“ Daß solche Töne des Dichters in seinem überwiegend katholischen Geburtsort Nieder-Olm nicht gerade mit Begeisterung aufgenommen wurden, dürfte zu verstehen sein.

Wäre dieser Gedichtband Wilhelm Holzamers im Selbstverlag oder in einem kleinen Verlag irgendwo an der Bergstraße erschienen, hätte er den Dichter ganz gewiß nicht derart bekannt gemacht. Aber jener, heute nicht mehr bestehende Berliner Verlag war derselbe, in dem auch Gustav Falke, dessen Freundschaft Holzamer gewinnen konnte, Detlev v. Liliencron, Richard Dehmel und Otto Julius Bierbaum publizierten. Dadurch erreichten Holzamers Gedichte von vornherein einen größeren Leserkreis. Das Echo war überwiegend positiv. Der Dichter wurde relativ

schnell bekannt und auch anerkannt. Führende Zeitungen und Zeitschriften ersuchten ihn um Mitarbeit, darunter die bekannte „Frankfurter Zeitung“, in der er eine Abteilung des Feuilletons übernehmen durfte, und die Münchner Kulturzeitschrift „Jugend“, nach der man später die kurze Kunstepoche um die Jahrhundertwende benannte („Jugendstil“). Der durch solche journalistischen Arbeiten hereinkommende Nebenverdienst kam der jungen Familie, die inzwischen drei Kinder zählte, erklärlicherweise sehr zugute.

Dank seines bewundernswerten Fleißes konnte 1898 Holzamers viertes Werk erscheinen, übrigens im selben Verlag wie das Gedichtbändchen „Zum Licht!“ und gewidmet seinem Bruder Franz sowie einem ihm befreundeten Musiker. Darin sind zehn „Skizzen“ unter dem Sammeltitle „Auf staubigen Straßen“ zusammengefaßt. Erwähnt seien davon nur jene beiden, für die er den Stoff aus seinem Heimatdorf genommen hat. In „Meisterstolz“ schildert er u. a. die armen Verhältnisse eines Sattlers, wie er, der Dichter, sie im Elternhaus erlebt hat. „Der Lump“ handelt ebenfalls von einem Handwerker, einem heruntergekommenen Schuster, dem es insbesondere wegen der Voreingenommenheit der reichen Bauern nicht mehr gelingt, in die Dorfgemeinschaft zurückzukehren, und der deswegen den Freitod wählt. Diese mit harter Gesellschaftskritik angeereicherte Novelle, für die Nieder-Olm den Hintergrund des Geschehens bildet, zeigt am stärksten von allen noch den Einfluß des Naturalismus.

Das Jahr 1900 brachte eine einschneidende private Zäsur. Die wachsende Familie – 1898 kam das vierte, im Jahre darauf schon das fünfte Kind zur Welt – brauchte ein eigenes Haus. Nur mit Hilfe der reichen Schwiegereltern konnte es gebaut werden, ein herrschaftliches Landhaus mit Jugendstilelementen unweit des Heppenheimer Bahnhofs. Endlich konnte sich der Dichter hier, vor neugierigen Blicken reichlich abgeschirmt, ganz ungestört seiner literarischen Arbeit widmen.

Kaum aber hatte sich Wilhelm Holzamer in diesem neuen Heim eingelebt, da erreichte ihn ein verheißungsvolles Angebot. Im Gegensatz zu seinen Landsleuten Jean Metten und Philipp Faust besaß er nämlich einen stillen Mentor und schließlich auch einen fürstlichen Mäzen. Der Mentor war sein wohl einziger guter Bekannter,

vielleicht auch Freund, der Direktor der Heppenheimer Heil- und Pflegeanstalt, ein großer Nietzsche-Verehrer wie Holzamer auch. Dessen Bruder besaß als Geheimrat im Darmstädter Kabinett einen nicht geringen Einfluß auf Großherzog Ernst Ludwig. Dieser kunstbeflissene Fürst übertrug im Herbst des Jahres 1900 Wilhelm Holzamer die Leitung der „Darmstädter Spiele 1901“, die während der ersten Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe in einem eigens dazu errichteten Festhaus aufgeführt werden sollten. Damit sich der Dichter dieser großen Aufgabe ungehindert widmen konnte, wurde er für den Sommer 1901 vom Schuldienst beurlaubt.

Um es gleich vorwegzunehmen: Die „Spiele“ fielen durch. Das wohl eher Unterhaltung erwartende Publikum verstand diese „lyrischen Szenen“ ganz und gar nicht. Die kaum handelnden Personen, die sich in Monologen voller Symbolik und Allegorien erschöpften, sollten prophetisch eine ästhetische Kultur verkünden. Doch der Autor erntete dafür nur Spott. Zwölf Jahre später passierte seinem naturalistischen Vorbild Gerhart Hauptmann etwas Ähnliches, als sein eigens für die Eröffnungsfeier der Breslauer Jahrhunderthalle geschriebenes Festspiel ebenfalls durchfiel. Gerhart Hauptmann ließ sich jedoch genauso wenig entmutigen wie Wilhelm Holzamer.

Die Gunst des Großherzogs blieb dem Autor zum Glück erhalten. Er brauchte nicht wieder in den Schuldienst zurückzukehren, sondern wurde weiterhin beurlaubt, um ungestört künstlerisch arbeiten zu können. Wilhelm Holzamer erwies sich seinem hohen Mäzen dankbar, indem er 1902 in „sechs Kunstbriefen an den deutschen Michel“ unter der Überschrift „Die Siegesallee“ die moderne, bahnbrechende Kunst auf der Darmstädter Mathildenhöhe mit jenem historisierenden Kitsch in der Berliner „Zuckerbäckerallee“ verglich. Der Titel ist jedoch ungenau, denn nur ein Brief behandelt die „Siegesallee“, ein anderer das Hamburger Bismarckdenkmal und ein dritter Großherzog Ernst Ludwig, der darin eine überschwengliche Laudatio erhält. Nicht nur die große, ehrlich gefühlte Dankbarkeit gegenüber seinem „Arbeitgeber“ ist es, die dem Autor hierbei die Feder führt, sondern auch die bei ihm zeitlebens stärker oder schwächer vorhandenen anti-preussischen Ressentiments.

Die Darmstädter „Spiele“ erschienen 1901 in dem sehr angesehenen und heute noch bestehenden Eugen-Diederichs-Verlag, in dem im selben Jahr auch Holzamers zweiter Novellenband „Im Dorf und draußen“ herauskam. Von den acht Prosastücken sei nur „Sein letztes Hochamt“ erwähnt, weil es von seinem Großvater Andreas handelt, der – wie schon erwähnt – als Lehrer und Organist entlassen worden ist und der hierin „sein letztes Hochamt“ an der Orgel der Nieder-Olmer Pfarrkirche begleitet.

Ebenfalls in seinem Geburtsort spielen zwei 1902 erschienene kleine Romane, die allerdings kaum den üblichen Umfang einer starken Novelle überschreiten, „Peter Nockler“ und „Der arme Lukas“. Sie wurden beide später noch mehrmals aufgelegt; letzterer hat in der Reihe „Die Feldbücher“ im 1. Weltkrieg so manchen Soldaten mit an die Front begleitet. Die Titel der beiden Bücher zeigen schon, daß hier jeweils eine einzelne Gestalt im Mittelpunkt des Geschehens steht. Peter Nockler, der Schneider, und der arme Lukas, der Allesbastler, halten Rückschau auf ihr Leben, das von entsagungsvoller Liebe gekennzeichnet ist. Beide sind statische Charaktere, keine aktiven Naturen, sondern Träumer und Duldende.

Peter Nockler verläßt sein Dorf, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Doch schon in Mainz bleibt er bei einem Meister hängen. Mit einem Odenwälder Mädchen, das er liebt, erlebt er eine schwere Enttäuschung. Bei einem Kirmestanz läßt sie ihn sitzen, als sie einen kräftigeren Burschen findet, mit dem sie sich einläßt und von dem sie schließlich ein Kind erwartet. Verbittert zieht sich Peter Nockler in seine Schneiderwerkstatt zurück. Doch heiratet er später dieses Mädchen und sorgt sich auch rührend um das fremde Kind. Wegen der unerwarteten und unverdienten Liebe ihres Ehemannes bekommt die junge Frau, die sich ihren Fehltritt nie verzeiht, immer größere Schuldgefühle, unter denen sie langsam dahinsieht. Der Dichter hat Peter Nockler – freilich unter einem anderen Namen – gekannt. Das Haus des Schneiders in der Pariser Straße steht heute noch, leider inzwischen modernisiert und verhandelt.

Auch den „armen Lukas“ hat Wilhelm Holzamer kennengelernt. Er besucht ihn einmal in seiner Stube und schaut zu, wie er Uhren repariert. Dabei erzählt der Alte seine Lebensgeschichte. Er

habe eigentlich Maler werden wollen. Schuld an seinem Unglück sei sein Vater, der nach dem Tode der Mutter seine – des Lukas – Jugendliebe geheiratet habe. Daraufhin habe er kaum noch einen Sinn im Leben gesehen, sei mit Schaustellern unstet durchs Land gezogen und habe schließlich, um sich wenigstens noch etwas nützlich zu machen, den Nachtwächterposten übernommen. – In beiden kleinen Romanen, in denen Holzamer einem psychologisch verfeinerten Realismus huldigt, hat er die Landschaft um Nieder-Olm und Mainz in schönen Schilderungen gleichsam verewigt.

Noch weitere drei Werke sind in diesem für den Dichter so schicksalsschweren Jahr 1902 herausgekommen. „Phantasien“ heißt der Untertitel des Gedichtbandes „Carnesie Colonna“. Er enthält 44 Gedichte an eine ferne Geliebte. „Carnesie“ ist der Kosenamen für die Deutsch-Engländerin Nina Carnegie Mardon, die Tochter eines Seeoffiziers, eine schöne, stattliche Schauspielerin, die er im Mai 1901 bei der Aufführung seiner „Spiele“ in Darmstadt kennengelernt hatte und die ihn, einen ebenfalls stattlichen Mann, seitdem regelrecht fesselte. Holzamer ließ nun seine bisherige Lebensgefährtin Marie, die ihm seit acht Jahren ein schönes Zuhause aufgebaut und inzwischen vier Mädchen und drei Jungen geboren hatte, ganz überraschend im Stich. Sie, die in ihrer Sorge um ihn und die große Kinderschar aufging, genügte ihm plötzlich nicht mehr. Sie erfüllte zwar gewissenhaft ihre Pflichten, vermochte ihn aber geistig kaum mehr zu inspirieren. Der Dichter, der ihr letzten Endes seinen ruhenden Pol und auch die finanziellen Startmöglichkeiten verdankte, der darüber hätte froh sein müssen, daß er nicht irgendwo im tiefsten Odenwald als kleiner Dorfschulmeister sein Dasein fristete, empfand Heppenheim jetzt als belastende, bedrückende Enge, als „Provinz“, die ihm in seiner weiteren geistigen Entwicklung, auf dem Höhenflug, von dem er träumte, hinderlich im Wege stand. Nicht nur die von Holzamer verachteten „Philister“, die Spießbürger oder wen auch immer er damit zu bezeichnen pflegte, selbst seine wenigen Freunde und viele Anhänger waren entsetzt. Keiner jedoch vermochte ihn zur Umkehr, zur Rückkehr, zu bewegen. Im Juli 1901 verlebte der Dichter mehrere Tage zusammen mit der Schauspielerin auf der Insel Helgoland. Die Freundschaft wurde immer enger.

Das Erlebnis des ihm bisher unbekanntes Meeres und der neuen Liebe fanden ihre Resonanz in dem vierten Werk, das 1902 erschien, in der Novelle „Die Sturmfrau“. Holzamer schildert hierin eine derbe Fischersfrau, die ihren schwächlichen Mann, einen Kapitän, in einer Sturmnacht auf hoher See verliert und bald darauf einen kräftigen Steuermann heiratet, von dem sie glaubt, daß er ihr vom Schicksal vorherbestimmt sei. Der Unterschied etwa zu „Peter Nockler“ oder zum „armen Lukas“ ist offenkundig: die Heldin der Novelle, eine Schiffersfrau, ist keine resignierende Dulderin, sondern ein Tatmensch, der sich die Erfüllung selbst verschafft.

Das fünfte Werk des Jahres 1902 war der unter dem Druck des Verlegers in wenigen Wochen verfaßte „Roman eines Priesters“ mit dem Titel „Der heilige Sebastian“. Holzamer holt hier zum einzigen Male sein Thema aus der Geschichte, aus der Zeit der Hussitenkriege im 15. Jahrhundert. Er greift eine Legende über eine große Pest in seinem Heimatdorf auf und gestaltet die Handlung reichlich phantasievoll aus. Der Pfarrer Sebastian Holthausen liebt ein Mädchen, das sich an der schönen Natur ebenso erfreut wie er. Er nimmt es in sein Pfarrhaus auf, wo sie ihm wie eine Ehefrau den Haushalt führt und auch bald einen Sohn gebiert. Der Bischof eilt herbei und zieht ihn zur Rechenschaft. Sebastian muß fliehen und verdient fortan den Lebensunterhalt für die junge Familie als Lateinlehrer. Als er mithilft, die Stadt, in der er ein bescheidenes Heim gefunden hat, vor den Hussiten zu retten, verliert er Weib und Kind. Er glaubt, daß das die Strafe für seine Auflehnung gegen die Ordnung der Menschen wie auch gegen Gott ist. Nach ziellosem Umherirren treibt ihn die Sehnsucht in seine alte Pfarrei (Nieder-Olm), die gerade von der Pest bedroht ist. In Erwartung des Lebensendes hat hier alle ein wahrer Sinnestaumel ergriffen. Als man ihn, den früheren Pfarrer, erkennt, meinen alle, er sei von den Toten auferstanden. Hörig folgen sie ihm und ziehen in einer Bittprozession dreimal um den Ort. Vor dem Kirchenportal bricht Sebastian plötzlich tot zusammen. Aber die Fürbitten haben geholfen: Die Pest ist gebannt.

Dieser Roman läßt mehr Fragen offen als andere Werke Holzamers. Auch wenn schnell hintereinander im gleichen Jahr noch drei Auflagen folgten, fiel die Kritik doch überwiegend negativ aus. Der Dichter machte sich mit diesem „unnöti-

gen“ Buch selbst unter denen noch Feinde, die ihm trotz des Verhältnisses mit der Schauspielerin geneigt geblieben waren. Er aber glaubte, auch auf gutgemeinte Kritik keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen. Ja, er wollte oder konnte sie gar nicht mehr hören. Denn Hals über Kopf brach er Ende September 1902 alle Brücken zur Vergangenheit ab, zu seiner Frau und seinen sieben Kindern ebenso wie zu seiner Arbeitsstätte in Darmstadt, wo ihn der großherzige Großherzog erst im Mai zum Kabinettsbibliothekar berufen hatte. Er fuhr, nein, er floh nach Paris, dem letzten Zufluchtsort so vieler Künstler aus aller Welt. Er wollte zunächst nur vier Monate bleiben, doch sind daraus drei Jahre geworden.

Den Rat, nach Paris zu gehen, hatte dem Dichter zwar sein heimlicher, nie ermüdender Mentor in Heppenheim gegeben. Aber als sich Holzamer in der ihm fremden Millionenstadt durchschlagen mußte, brauchte er eher Geld als Rat. Wollte er nicht untergehen, mußte er für Geld schreiben. Und so wurde er zu einem Tagesjournalisten. Er schrieb Korrespondentenberichte für so manche Zeitung und Zeitschrift, für die er auch schon zu Hause gearbeitet hatte, insbesondere für die „Frankfurter Zeitung“. Zu eigenen literarischen Arbeiten kam er aus Zeitmangel kaum, und was er schaffte, blieb vorerst Fragment.

Die gesetzten vier Monate Aufenthalt in Paris waren im Februar 1903 abgelaufen. Holzamer fuhr nach Hamburg und traf sich dort mit seinem Dichterfreund Gustav Falke und auch mit seiner Geliebten, mit der er wieder für paar Tage auf die Insel Helgoland fuhr. In Köln nahm er endgültig Abschied von seiner Familie, die immer noch auf seine Rückkehr gehofft hatte. Und in Darmstadt beantragte er seine Dienstentlassung.

Der jetzt definitive Bruch mit einer aus dem Rückblick fast sorglos erscheinenden Vergangenheit, die düstere, allein durch seine Geliebte et was aufgehellte Gegenwart und eine völlig unsichere Zukunft – all das war zu viel für den empfindsamen Dichter. Kurz nach seiner Rückkehr nach Paris erlitt er in seiner einsamen Stube hoch über einer lauten Straße des Montmartre einen Nervenzusammenbruch. Von schweren Selbstwürfen geplagt, eilte die Geliebte zu ihm. Sie riet ihm, wenigstens zu den Kindern zurückzukehren, wenn ihm das Frieden brächte. Holzamer, der den Bruch inzwischen überwunden hatte, lehnte ab. Zusammen mit der Geliebten, die von Hause

aus wegen ihres Verhältnisses zu Holzamer verstoßen und enterbt worden war, bezog er eine Wohnung am Rande des Bois de Bologne.

Während seiner drei Pariser Jahre erschienen fünf Werke, darunter gleich zwei Frauenromane, „Inge“ (1903) und „Ellida Solstratten“ (1904), die beide thematisch an die Novelle „Die Sturmfrau“ anknüpfen. In allen drei Büchern steht eine Heldin in der Auseinandersetzung entweder mit einem schwächeren Mann oder mit zwei Männern unterschiedlichen Charakters. Einfluß von Henrik Ibsen klingt an, aber auch solcher der Emanzipationsbewegung. Wieder sind autobiographische Bezüge – wie bei den meisten Werken Holzamers – unverkennbar. „Inge“ erschien 1918 in der 4. Auflage als ein Band der populären „Kronenbücher“, „Ellida Solstratten“, seiner Geliebten gewidmet, noch zweimal.

Im Jahre 1904 kam im angesehenen Fischer-Verlag Holzamers einziges Drama heraus: „Andreas Krafft“. Zwei Jahre später erschien es in einem kleineren Berliner Verlag unter dem geänderten Titel „Um die Zukunft“. Die Widmung lautete: „Meinem Großvater, dem alten Lehrer und Achtundvierziger Andreas Holzamer zum Andenken!“ Der Ort der Handlung ist Nieder-Olm, ohne daß das ausdrücklich gesagt wird („Ein größeres Dorf in Rheinhessen“). Holzamers Großvater, hier wie auch in der Novelle „Sein letztes Hochamt“ Andreas Krafft genannt, streitet mit dem Ortspfarrer, der recht negativ gezeichnet wird, um mehr Freiheit und Selbständigkeit der Schule gegenüber der kirchlichen Obrigkeit. Obwohl die Handlung für ein Drama außerordentlich schwach ist, wurde es 1906 vom Leipziger Schauspielhaus und im Jahr darauf von der Berliner „Neuen freien Volksbühne“ aufgeführt. Das Interesse des Publikums ließ jedoch nach.

Wilhelm Holzamer versuchte sich zweimal auch als Literaturhistoriker und Biograph zugleich. In der Monographienreihe „Die Dichtung“ publizierte er 1904 eine Würdigung Conrad Ferdinand Meyers, den er zeitlebens als eines seiner größten Vorbilder verehrte. 1906 kam in derselben Reihe Heinrich Heine heraus, jener Dichter vom Rhein, in den er sich besonders gut hineinversetzen konnte, da jener genau wie er einst nach Paris „geflohen“ war. Beide Biographien sind als gelungene Essays zu bezeichnen.

Im Gegensatz zu Heinrich Heine hielt Wilhelm Holzamer nur drei Jahre in Paris aus.

Krankheiten, Reisen an die Küste, Umzüge, finanzielle Verpflichtungen gegenüber Frau und sieben Kindern, Übersiedlung der beiden ältesten Töchter zu ihm – er konnte keine Ruhe finden. Auf einem kurzen Besuch im Frühjahr 1905 bereitete er die Rückkehr vor. Damals kam er zum letzten Male auch nach Nieder-Olm. Im Oktober desselben Jahres traf der 35jährige Dichter sichtlich geläutert in Berlin ein, wo sein Lieblingsbruder Franz als Polstermeister und Innenarchitekt lebte.

Nicht einmal zwei Jahre blieben Wilhelm Holzamer in der Reichshauptstadt. Im ersten halben Jahr kam er vor lauter Tagesschriftstellerei – meistens Buchkritiken – kaum zu eigener literarischer Arbeit. Aber im Frühjahr und Sommer 1906 schuf er dann sein mit 600 Seiten umfangreichstes Werk, den zweibändigen Roman „Der Entgleiste“. Die autobiographischen Bezüge darin sind kaum zu zählen. Empfund der Dichter doch sich selbst als einen Entgleisten, und als einen solchen empfanden ihn auch die meisten Zeitgenossen und wenigen Freunde.

Dieser Roman, den seine Geliebte erst 1910 aus dem Nachlaß herausgeben konnte, eine Art Lebensbericht des Dichters, beginnt in Nieder-Olm, und zwar in der ehemaligen Zieglergasse, die heute den Namen „Wilhelm-Holzamer-Weg“ trägt, weil Holzamer in ihr aufgewachsen ist. Die von ihm dargestellten Menschen hat es wirklich gegeben, der Autor hat ihre Familiennamen nur geringfügig geändert. Der Großvater Andreas tritt wieder auf, desgleichen der Bruder Franz. Erfunden ist lediglich der Ortspfarrer, der abermals derart negativ, unecht und verzerrt gezeichnet wird, daß der Leser sich auch hier fragt, warum Holzamer seine bekannten antikirchlichen Ressentiments so wenig mäßigen konnte. Der Held heißt Philipp Kaiser, in dem man immer wieder den Dichter selber erkennen kann: während seiner Ausbildung, in seinem Verhältnis zur Ehefrau, später zur Geliebten und schließlich in Paris. Trotz aller „Entgleisungen“ findet Kaiser immer mehr zu sich selbst. Innerlich gefestigt kehrt er heim. Am Ende zeigt sich, daß alle diese „Entgleisungen“ „eigentlich nur Markierungen einer Entwicklung waren, die deutlich zum Positiven hinführte“ (G. Heinemann). Leider konnte der Dichter diesen Roman nicht mehr überarbeiten. Manche Straffung wäre gewiß notwendig gewesen.

Auf diesen großen Roman folgte sein letzter, „Vor Jahr und Tag“, den Wilhelm Holzamer im Januar und Februar 1907 verfaßte. Beide Werke werden von den Literaturhistorikern allgemein als seine reifsten bezeichnet. Als ob er seinen baldigen Tod ahnte, schrieb er „Vor Jahr und Tag“ in großer Eile, in wenigen Wochen, nieder. In keinem anderen Werk hat er so stark und so nachhaltig seine Heimat Rheinhessen verewigt wie in diesem; es wird zu einer Art Nachruf auf sie, insbesondere auf seinen Geburtsort Nieder-Olm. Hauptperson ist die Wirtstochter Dorth im Gasthaus „Zur schönen Aussicht“, wo dieser Roman zum großen Teil spielt. Am Anfang möchte der Leser meinen, daß dieses lebenslustige Mädchen genauso eine vorwärtsstrebende, kämpferische Heldin wird, wie sie Holzamer schon einige Male dargestellt hat. Doch bald erkennt man, daß auch sie zu jener Generation gehört, die als Duldende und Leidende eine verklingende Epoche zu Grabe trägt. Nur einer geht mutig der Zukunft entgegen: der Ingenieur, den die Dorth hätte heiraten können, der aus einer großen Stadt im Norden gekommen war, um das Dorf Nieder-Olm an das Eisenbahnnetz anzuschließen und es damit in eine neue Zeit hineinzuführen. Gerade auf jenen Seiten, auf denen der Dichter die erste Eisenbahn vorstellt, jene symbolhafte Verkörperung der industriellen Revolution, erweist er sich als ein wahrer Meister der Sprache. Man fühlt sich an Gerhart Hauptmanns Novelle „Bahnwärter Thiel“ erinnert, in der in ähnlicher Weise das Herannahen eines Zuges beschrieben wird.

Wilhelm Holzamer bettet die Lebensgeschichte der Nieder-Olmer Wirtstochter Dorothea Rosenzweig nicht nur in ein vortreffliches Lokalkolorit, sondern auch in die spannungsgeladene Zeitgeschichte ein. Er schildert das Leben im Dorf während der sechziger und siebziger Jahre. Bemerkenswert ist in unserem Zusammenhang, daß er auch einen Fuhrmann Peter Eckert (= Ekkes) erwähnt, der die Dorth mit seinem Pferdewagen nach Mainz fährt, freilich noch bevor die Eisenbahnstrecke gebaut ist. Der deutsche Bruderkrieg von 1866 und der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 sind die beiden zeitgeschichtlichen Zäsuren jener beiden Jahrzehnte. Der Leser erfährt, wie die Nieder-Olmer über Preußen und die Preußen denken. So wie der Dichter seine antikirchlichen Gefühle meist unverblümt ausdrückt, so verhehlt er – wie schon in

der „Siegesallee“ – auch keineswegs seine anti-preußische Einstellung. Er, der Anhänger des Partikularismus und des Föderalismus, zählt sich zu den „Süddeutschen“.

Trotzdem mag es Wilhelm Holzamer in Berlin, der Hauptstadt des nüchternen Nordens und Ostens wie auch des preußischen Zentralismus, gar nicht so schlecht gefallen haben. Gewiß hat dazu auch die Tatsache beigetragen, daß sich hier seine wirtschaftliche Lage wesentlich besserte. Das letzte Werk „Vor Jahr und Tag“, das zunächst als Fortsetzungsroman in der volkstümlichen Familienzeitschrift „Daheim“ abgedruckt wurde, brachte ihm mit einem Schlag ein Honorar von über 6000 Mark, eine für die damalige Zeit ungeheuer große Summe. Dafür mußte sich der Dichter jetzt aber auch mehr um seine vielen Kinder kümmern. Der Großherzog hatte nämlich im Sommer 1906 die einige Jahre großzügig gewährte Erziehungsbeihilfe ohne Angabe von Gründen gestrichen. Überhaupt gab es für Wilhelm Holzamer in Darmstadt und an der Bergstraße keine Freunde mehr. Sogar sein alter Mentor in Heppenheim, der Anstaltsdirektor Dr. Römhild, hatte, nachdem der Dichter trotz dessen dringenden Appells im Frühjahr 1904 aus Paris nicht zu seiner Familie zurückgekehrt war, jede Verbindung mit ihm abgebrochen.

Das Gewissen schien indessen Holzamer immer mehr zu plagen. Seit Sommer 1906 lebten neben den zwei ältesten Töchtern, die er im Herbst 1904 nach Paris geholt hatte, auch seine zwei ältesten Söhne bei ihm. Mit diesen vier Kindern und seiner Geliebten brach er – wieder einmal überarbeitet und krank – im Juli 1907 zu einem Urlaub auf die Insel Bornholm auf. Als sein neunjähriger Sohn Otto plötzlich an Diphtherie erkrankte, pflegte ihn der Vater, um unter den Gästen kein Aufsehen zu erregen, heimlich im Hotelzimmer. Dabei steckte er sich jedoch an, wurde kränker als sein Sohn und starb nach der eiligen Rückkehr am 28. August 1907 in einem Berliner Krankenhaus.

Am 1. September fand in Berlin-Schöneberg die Totenfeier statt, an der auch Holzamers Frau Marie teilnahm. Am Tage darauf wurde der erst 37jährige Dichter in Jena, wo der mit ihm befreundete Verleger Eugen Diederichs wohnte, eingäschert. Die von ihm herausgegebene Broschüre „In memoriam“ enthält alle Gedenkreden, von denen diejenigen seines Bruders Franz und

seiner Geliebten am ergreifendsten sein dürften.

Nina Mardon bemühte sich eifrig um die Herausgabe der im Nachlaß befindlichen Manuskripte ihres Freundes. Im Jahre 1908 kam „Vor Jahr und Tag“ als Buch heraus. Zum Roman „Der Entgleiste“ (1910) schrieb sie ein Vorwort. Im gleichen Jahr erschienen sechs seiner (vielleicht) besten Novellen – darunter „Der Held“ und „Sein letztes Hochamt“ – mit einer Einleitung von Richard Wenz als Heft Nr. 5200 der bekannten gelben Universal-Bibliothek des Reclam-Verlages. Im Jahre 1912 veröffentlichte Nina Mardon die letzten drei Bücher („Gedichte“, „Pariser Erzählungen“ und „Pendelschläge“), die allerdings alle ohne großes Echo blieben.

Nach dem 1. Weltkrieg wurde Wilhelm Holzamer beinahe vergessen. Es war das Verdienst der Stuttgarter Verlagsanstalt, daß wenigstens zwei seiner Werke noch einmal aufgelegt wurden: „Peter Nockler“ (1925) und „Vor Jahr und Tag“ (1930). Freilich erschienen aus Anlaß eines runden Geburts- oder Todestages Gedenkartikel in der Presse, aber wohl nur in der lokalen von Rheinhessen oder an der Bergstraße. Eine rühmliche Ausnahme bildete die vortreffliche Würdigung des Nieder-Olmer Dichters durch Theodor Heuß im „Berliner Tagblatt“ am 28. August 1937, also zum 30. Todestag. Immerhin gibt es auch schon zwei Doktorarbeiten über ihn: Adalbert Schmidt promovierte 1930 in Wien über „Sein Leben und sein Werk“, Günter Heinemann 1955 in Mainz über „Persönlichkeit und Schaffen“ dieses Schriftstellers. Ein „Wilhelm-Holzamer-Bund“ mit dem Sitz in Nieder-Olm bemüht sich, das Andenken an diesen größten Sohn des Ortes wachzuhalten.

Die Würdigung einer großen Persönlichkeit in erster Linie aus noch so verständlichem Lokalpatriotismus heraus birgt stets die Gefahr einer übertriebenen Glorifizierung in sich. Nicht anders ist es bei Wilhelm Holzamer. Die große Streitfrage, ob er „nur“ als ein rheinhessischer Heimatdichter anzusehen ist oder als ein bedeutender Vertreter der gesamten deutschen Literatur, etwa gleichermaßen stark dem Realismus, dem Naturalismus und dem Expressionismus verhaftet, wird noch oft gestellt, aber wohl nie klar beantwortet werden. Für die Rheinhessen ist und bleibt Wilhelm Holzamer der große Heimatdichter, vielleicht sogar der größte, denn Elisabeth Langgässer und Carl Zuckmayer können als solche wohl kaum be-

zeichnet werden. Auch wenn der gebürtige Nieder-Olmer später kaum noch sein Heimatdorf besucht hat, so verraten doch seine Werke, wie sehr er an Rheinhessen hing. Trotz aller – sicher auch berechtigten – Kritik war die Heimat für ihn Leitbild, Verpflichtung und Trost zugleich.

Wie sagt in seinem Roman „Vor Jahr und Tag“ der alte Johl zur Dorth? „Ein schlechter Mensch, der seine Heimat nicht lieb hat und die Selz verachtet!“

8. Friedrich Axt (1870–1947)

Theologe und Politiker

Im gleichen Jahr wie Philipp Kneib und Wilhelm Holzamer wurde auch der evangelische Pfarrer Friedrich Axt geboren, und zwar am 2. Dezember 1870 in Elsheim. Die Eltern – der Landwirt Friedrich Axt und seine Ehefrau Katharina, geb. Kleemann – schickten den begabten Jungen nach dem Besuch der Volksschule des Heimatortes in die Privatschule des Pfarrers Dr. Krumm in Groß-Winternheim und seit Ostern 1887 auf das Gymnasium nach Worms, an dem er drei Jahre später die Reifeprüfung ablegte. Von Sommer 1890 bis Anfang 1894 studierte der junge Elsheimer Theologie an der hessischen Landesuniversität Gießen. Nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, und zwar in einem großherzoglichen Infanterieregiment in Darmstadt, besuchte er ein Jahr lang das Predigerseminar in Friedberg.

Seine erste Anstellung erhielt Friedrich Axt im Januar 1896 als Assistent bei Pfarrer Wächter in Ober-Ramstadt, wo er durch Dekan Heß, Crumstadt, ordiniert wurde. Im selben Jahr, in dem er diesen Ort am nördlichen Rande des Odenwaldes verließ, nämlich 1901, heiratete er Emma Breitwieser, die Tochter eines dortigen Apothekers.

Das rheinhessische Mommenheim war Axts erste Pfarrstelle. Über diese Berufung dürfte sich der junge Pfarrer sehr gefreut haben; liegt doch dieses Dorf kaum zehn Kilometer von seinem Geburtsort entfernt. Rund sieben Jahre, bis zum Mai 1908, blieb Axt in Mommenheim. 1906 ließ er die alte Kirche gründlich renovieren. In der Pfarrchronik berichtete er besonders ausführlich über das Wetter.

Von den Fähigkeiten des Mommenheimer Pfarrers erfuhren auch die Darmstädter Behörden. Großherzog Ernst Ludwig berief Friedrich



Axt im Mai 1908 als Religionslehrer an das Ludwig-Georg-Gymnasium der Landeshauptstadt. Von dort wechselte dieser später an die Eleonorenschule und schließlich an die Liebig-Oberrealschule über. Er unterrichtete neben Religion auch Deutsch sowie Geschichte und erhielt für seine Leistungen den Titel Professor.

Seit Mitte der zwanziger Jahre betätigte sich Friedrich Axt auch politisch. Er schloß sich der „Reichspartei für Volksrecht und Aufwertung“ an, die kurz Volksrechtspartei genannt wurde. Diese politische Gruppierung, die nur wenige Jahre (1926–1933) existierte, forderte eine Aufwertung zugunsten der Sparer und Hypothekengläubiger, die durch die Inflation von 1923 geschädigt worden waren. In Hessen führte diese Partei der Darmstädter Oberlandesgerichtspräsident Dr. Best an. Bei der Landtagswahl im Jahre 1927 wurde Friedrich Axt in das hessische Parlament gewählt, dem er eine Legislaturperiode bis 1931 angehörte. Er ist dort nicht besonders hervorgetreten.

Im Jahre 1935 wurde Axt pensioniert. Er lebte von da ab ziemlich zurückgezogen weiter in Darmstadt, wo er am 9. Oktober 1947 im Alter von fast 77 Jahren starb.

9. Franz Holzamer (1872–1945)

Handwerker und Politiker

Aus Wilhelm Holzamers mündlichen und schriftlichen Äußerungen ist bekannt, daß ihm von seinen Geschwistern der jüngere Bruder Franz am nächsten gestanden hat. Mit ihm spielte er in seiner Kindheit am liebsten und am meisten, und jener half ihm auch beim Hausbau in Hepenheim mit Rat und Tat. Der jüngere Bruder war von Beruf Tapezierer und Innenarchitekt, betätigte sich auch politisch und stieg bis zum Reichstagsabgeordneten auf.

Franz Holzamer – am 1. Oktober 1872 in Nieder-Olm geboren – erlernte nach dem Besuch der Gemeindeschule seines Heimatortes in einer Mainzer Möbelfabrik das Tapezierhandwerk. Während der damals für Handwerksburschen üblichen „Walz“ bereiste er Bayern, Österreich-Ungarn und die Schweiz. Seinen eigenen Angaben in den parlamentarischen Handbüchern zufolge machte er in Frankfurt/Main, München, Wien und Berlin „in den Museen und Kunstgewerbeschulen Selbststudien“.

Franz Holzamer ließ sich nach der Wanderschaft in der Reichshauptstadt nieder. Es spricht für ein gutes Verhältnis auch zu seinem Vater, daß dieser bald zu ihm nach Berlin übersiedelte. Der Sohn arbeitete zunächst als Tapezierermei-



ster in größeren Betrieben und gründete später (1907) ein eigenes Geschäft. Nach dem Reichs-adreßbuch von 1929 befand sich dieses in der belebten Potsdamer Straße (Berlin W 35) und nannte sich „Werkstätten für künstlerische Innenausstattung“. Dank seiner Fähigkeiten wurde Franz Holzamer bald in Führungspositionen seines Handwerks berufen: zum „gerichtlich vereidigten Sachverständigen für das Tapeziergewerbe, insbesondere für Polsterarbeiten, Dekorationen und gesamte Inneneinrichtungen“, zum Mitglied der Handwerkskammer, zum Lehrer an der Tapezierfachschule und schließlich im März 1924 zum Obermeister der Tapeziererinnung Berlin. Er erweiterte seinen Aufgabenbereich immer mehr auf die allgemeine Raumausstattung und Innenarchitektur.

Es ist nicht bekannt, seit wann sich Franz Holzamer auch politisch betätigte. Die Partei, der er beitrug, war eine Neugründung nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, den Holzamer übrigens in einem Posener Fußartillerieregiment mitgemacht hatte. Sie nannte sich „Reichspartei des deutschen Mittelstandes“, kurz auch Wirtschaftspartei, erlangte aber nie eine große Bedeutung. Im Preussischen Landtag besaß sie 1921 lediglich vier der insgesamt 428 Mandate, von denen sie zwei direkt und zwei über einen sogenannten Landeswahlvorschlag gewann. Franz Holzamer zog über einen solchen Landeswahlvorschlag für eine Legislaturperiode in den Preussischen Landtag ein. Drei Jahre später ließ er sich für den Deutschen Reichstag aufstellen. Ihm gehörte er von Mai 1924 bis Juli 1932 an, zunächst für einen Berliner und dann für einen Potsdamer Wahlkreis. In diesem war und blieb er der einzige Abgeordnete seiner Partei, die im Reichstag wesentlich stärker als im preussischen Landesparlament war: Sie besaß hier (1928) auf Grund ihres Stimmenanteils von 3,9 v. H. 23 der 490 Mandate. Bei der Reichstagswahl von 1932 sank sie jedoch auf 0,3 v. H. und damit zur Bedeutungslosigkeit herab. Darin ist der Grund dafür zu suchen, daß Franz Holzamer nicht wieder ins Reichsparlament einziehen konnte, in dem er übrigens kaum hervorgetreten ist.

Ob er sich weiterhin politisch betätigt und wie er das Dritte Reich überstanden hat, darüber ist nichts bekannt. Er starb gleich nach Kriegsende, am 29. Mai 1945, in Berlin-Neukölln.

10. Jean Harth (1882–1956)

Metallarbeiter und Politiker

Von 1927 bis 1931 gehörten dem Hessischen Landtag gleich zwei Politiker aus dem Bereich der heutigen Verbandsgemeinde Nieder-Olm an: der bereits behandelte Elsheimer Friedrich Axt für die Volksrechtspartei und der Jugenheimer Jean Harth für die Sozialdemokratische Partei. Letzterer stieg nach dem 2. Weltkrieg bis zum Landrat auf.

Jean Christoph Harth wurde am 27. Januar 1882 als Sohn des Landwirts Christoph Harth und seiner Ehefrau Maria Katharina, geb. Runkel, in Jugenheim geboren. Da die Familie schon sieben Jahre später nach Mainz übersiedelte, dürfte der Junge nur kurze Zeit die Volksschule seines Heimatdorfes besucht haben. 1896 trat der Vierzehnjährige als Metallschleiferlehrling in die Firma Opel ein und nahm auch bald in Rüsselsheim seinen Wohnsitz.

Schon mit 18 Jahren schloß sich Jean Harth der SPD an. Auf Grund seiner politischen und sozialen Einsatzbereitschaft wurde er in den Arbeiterausschuß der großen Rüsselsheimer Autofirma gewählt. Als begeisterter Schwerathlet setzte er sich für die Förderung des Sports unter den Arbeitern ein und gründete die Rüsselsheimer Arbeiterturnbewegung mit. Desgleichen war er an führender Stelle im Genossenschaftswesen tätig. 1912 wurde er von seiner Partei in das Gemeindeparlament entsandt, dem er – von den vier Kriegsjahren abgesehen – bis 1933 angehörte.

Nach der Heimkehr von der Front im November 1918 erwarteten den inzwischen 36jährigen Jean Harth gleich drei neue Ämter: Er wurde zum Vorsitzenden des Arbeiterrates sowie des Betriebsrates der Firma Opel und zum Beigeordneten der Gemeinde Rüsselsheim gewählt. 1923/24 hatte er für fast eineinhalb Jahre den Bürgermeister zu vertreten, da dieser von der Besatzungsmacht ausgewiesen worden war. Hauptberuflich arbeitete Harth seit 1919 als Angestellter des „Deutschen Metallarbeiterverbandes“, seit 1926 als Parteisekretär der SPD. Der bewährte Arbeiterführer wurde im Dezember 1921 auch in den Hessischen Landtag gewählt, dem er über elf Jahre bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten angehörte.

Während des „Dritten Reiches“ stand Jean Harth zeitweilig unter Polizeiaufsicht. Der aufrechte Antifaschist mußte den Lebensunterhalt

für seine Familie mühsam mit Gelegenheitsarbeiten verdienen. Als nach dem mißglückten Anschlag auf Hitler am 20. Juli 1944 demokratische Politiker, insbesondere solche der SPD und der katholischen Zentrumspartei, verhaftet wurden, traf auch Jean Harth dieses Schicksal. Etwa ein Vierteljahr mußte er im Konzentrationslager Dachau zubringen, aus dem er Ende 1944 sicherlich nur wegen einer schweren Krankheit nach Hause entlassen wurde.

Kaum war der gebürtige Jugenheimer von einer Operation genesen, stellte er sich nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ 1945 als ein „Mann der ersten Stunde“ sogleich dem Wiederaufbau zur Verfügung. Die Leitung des Wohlfahrts- und Jugendamtes hatte er erst wenige Wochen inne, da betraute ihn die amerikanische Besatzungsmacht mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Landrats. 1946, nach der ersten Kommunalwahl, wählte der Kreistag von Groß-Gerau Jean Harth zum ersten Chef der Kreisverwaltung nach dem Kriege. 1948 erfolgte die Wiederwahl für sechs Jahre.

Mit ungebrochener Tatkraft, großer Erfahrung und dem ihm eigenen Humor ging der damals 63jährige Rheinhesse an den Wiederaufbau des vom Krieg besonders stark betroffenen Landkreises Groß-Gerau. Am stärksten zerstört war Rüsselsheim, seine zweite Heimat, da das Opelwerk wegen der Produktion von Kriegsmaterial immer wieder bombardiert worden war. Harth mußte Wohnung und Arbeit nicht nur für Tausende von Ausgebombten, sondern auch für Tausende von Heimatvertriebenen schaffen. Seine Sorge galt bevorzugt den Senioren und der Jugend. Das schönste Denkmal, das er sich schon zu Lebzeiten setzte, ist das Rüsselsheimer Jugendwohnheim, das mit Recht seinen Namen trägt.

Als Landrat Harth am 30. Juni 1954 im Alter von 72 Jahren aus dem Amt schied, hieß er im Volk längst der „Vater des Kreises“. Nur zwei Jahre Ruhestand waren diesem wahrhaft sozial eingestellten Politiker vergönnt. Am 10. November 1956 starb der gebürtige Jugenheimer in Rüsselsheim, auf dessen Waldfriedhof er begraben liegt.

11. Jean Metten (1884–1971)

Maler

Ähnlich wie Wilhelm Holzamer in einigen Romanen und Erzählungen die rheinhessische Land-

schaft und ihre Menschen in der Literatur gleichsam verewigt hat, so hat Jean Metten dasselbe mit Stift, Pinsel und Farbe getan. Zusammen mit Rolf Balsam, Theodor Mumbächer und dessen Sohn Heinz gehört er zu den bekanntesten Malern Rhein Hessens.

Jean Metten wurde am 9. April 1884 als Sohn des Gastwirts und Landwirts Philipp Metten und seiner Ehefrau Appollonia in Nieder-Olm geboren, und zwar im „Gasthof zur schönen Aussicht“, in dem Wilhelm Holzamers Roman „Vor Jahr und Tag“ spielt. Da sein Vater oft krank und die Familie groß war – Jean hatte noch vier Geschwister – mußte er schon in jungen Jahren zu Hause kräftig mithelfen, besonders in der kleinen Landwirtschaft.

Erst 1908 konnte der Junge darangehen, sich seinen privaten Neigungen zu widmen, und das waren in erster Linie künstlerische. Er besuchte zunächst die Kunstgewerbeschule in Mainz und anschließend die Akademie für graphische Kunst in Leipzig. 1914 mußte er wie alle wehrfähigen Männer in den Krieg ziehen, doch konnte er nach dessen Ende seine Studien in Leipzig fortsetzen und 1921 erfolgreich abschließen.

Jean Metten kehrte in seine rheinhessische Heimat zurück, in der er – von einigen Auslandsreisen abgesehen – bis zu seinem Tode lebte. In seinem Geburtshaus baute er sich ein Atelier auf, in dem er sich ganz der Malerei widmen konnte. Die erste Auslandsreise führte ihn 1927 dorthin, wohin es alle Dichter und Künstler seit jeher zuerst zieht, nämlich nach Italien. 1929 und 1930 weilte er abermals im Süden, vor allem in Rom. Bei einer Audienz konnte er Papst Pius XI. eine Mappe mit 30 Radierungen über den Mainzer Dom übergeben.

Jean Metten lebte ansonsten sehr zurückgezogen. In seiner großen Bescheidenheit verstand er es nicht, sich nach vorne zu drängen. Mag sein, daß er deswegen keine Mäzene fand und sein Werk daher nie jene Förderung erfuhr, die es gewiß verdient hätte. Immerhin waren seine Bilder schon in den zwanziger Jahren in Ausstellungen in Mainz und Darmstadt zu sehen.

Vielleicht hätte Jean Metten nach 1933 Karriere machen können. Aber der aufdringliche Nationalsozialismus war dem stillen Manne im Innersten zuwider. Er zog sich noch mehr zurück und ging in die „innere Emigration“, aus der er auf höheren Befehl eigentlich erst in den letzten



Kriegsjahren herausgerissen wurde, als er zusammen mit anderen Malern den Auftrag bekam, das von Bomben zerstörte Mainz zu zeichnen und somit jene traurigen Ansichten der Nachwelt zu überliefern. In Mainzer Häusern verbrannte auch so manches Werk Mettens, das Kunstfreunde ihm abgekauft hatten.

In der schweren Nachkriegszeit kam das künstlerische Leben nur langsam in Gang. Mettens Bilder waren erst Anfang der fünfziger Jahre wieder in Ausstellungen zu sehen, z. B. 1953 in Alzey. Im Jahre darauf richtete die Gemeinde Nieder-Olm zu seinem 70. Geburtstag eine große Ausstellung ein, die der einheimische Künstler Heinz Müller-Olm betreute. Sie war vielleicht der Höhepunkt in seinem Leben. Von vielen Seiten erfuhr er Lob und Anerkennung. Seine Bilder wurden gekauft. Einige erwarb die Gemeindeverwaltung. Sie hängen übrigens im neuen Rathaus.

Jean Metten, der Junggeselle, ist so still gestorben, wie er gelebt hat, am 26. Juni 1971. Ihm zu Ehren benannte der Gemeinderat 1973 eine Straße im westlichen Neubaugebiet (Maler-Metten-Weg).

Dieser Nieder-Olmer Künstler war außerordentlich vielseitig. Er läßt sich nicht in eine fertige Schablone oder eine bestimmte Kunstrichtung hineinzwängen. Seine Werke beweisen ihn als einen Meister unterschiedlicher Techniken. Er schuf Ölbilder und Aquarelle genauso wie Federzeichnungen und Radierungen. Dem Kunstkenner wird es freilich nicht schwerfallen, gerade in Mettens Porträts Anklänge an den Impressionismus zu finden. Am ehesten wird man an seinem Selbstbildnis ein Stück van Gogh erkennen.

Jean Metten war wohl eher ein konservativer Künstler. Vor seinen Werken braucht man nicht stundenlang zu raten, was sie wohl aussagen können oder sollen. Er hat andererseits aber über das „Moderne“ oder das „Progressive“ nie den Stab gebrochen, und zwar schon deswegen nicht, weil es ihm gar nicht um Theorien ging. Er war und blieb einfach ein Praktiker. Seine Motive holte er sich überwiegend aus dem Alltag. Den kleinen Dingen gehörte seine Liebe, einer Tür oder einem Fenster z. B., besonders den Tieren und immer wieder den Blumen, die er in allen Schattierungen darstellte. Er malte auch seine Mitmenschen im Alltag: Bauern bei der Arbeit und Zecher im Gasthaus.

Im Bewußtsein seiner Landsleute lebt Jean Metten zu allererst aber wohl weiter als der Maler Rhein Hessens. Wie ein Topograph alten Stils zog er durch diese Landschaft und hielt sie, vor allem die Dörfer, mit Stift und Pinsel für die Nachwelt fest. Besonders gern malte er natürlich seinen Heimatort Nieder-Olm, und zwar aus immer neuen Perspektiven.

Irgend jemand hat Jean Metten einmal den „modernen Merian Rhein Hessens“ genannt – wohl nicht zu Unrecht.

12. Philipp Faust (1898–1959) Maurer und Schriftsteller

Im vielbändigen „Deutschen Literatur-Lexikon“ von Wilhelm Kosch heißt es von Philipp Faust nur ganz knapp: „Wollte Lehrer werden, wurde Maurer. Lebte in Wuppertal.“ Da auch die bisher einzige Biographie – freilich eine sehr dürftige – in der Reihe „Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde des Wuppertals“ erschienen ist, darf angenommen werden, daß die Wuppertaler diesen Arbeiterdichter als einen der Ihren ansehen. Mag Philipp Faust gewiß den größten Teil

seines Lebens in dieser Großstadt am Rande des Bergischen Landes verbracht haben, so ist und bleibt er doch ein geborener Nieder-Olmer.

Hier, im Tal der Selz, erblickte er am 1. August 1898 als Sohn eines Maurers das Licht der Welt. Sein Geburtshaus ist bereits bei Johannes Stauder, Wilhelm Holzamer und Jean Metten erwähnt worden: Es ist dasselbe Gebäude, in dem Holzamers Roman „Vor Jahr und Tag“ spielt und in dem auch Stauder und Metten geboren worden sind, Pariser Straße Nr. 41; allerdings nicht das ehemalige Gasthaus, sondern eine ausgebaute Scheune im Hof, denn die Familie Faust war sehr arm. Der junge Philipp erlernte ebenso wie sein Vater das Maurerhandwerk. (Daß er Lehrer werden wollte, ist seiner Tochter Leni nicht bekannt.) 1916 wurde er mit 18 Jahren zum Kriegsdienst einberufen. Nach dem I. Weltkrieg, aus dem er schwer verwundet heimkehrte, zog Faust von Ort zu Ort, von Baustelle zu Baustelle und blieb schließlich in Wuppertal, das ihm bald zur zweiten Heimat wurde. Hier verdiente er als Maurer seinen Lebensunterhalt, hier fand er auch seine Lebensgefährtin, mit der er eine Familie gründete, die schließlich sechs Köpfe zählte.

Ob Philipp Faust von jemandem zum Schreiben inspiriert worden ist oder ob er von sich aus zur Feder gegriffen hat, ist nicht bekannt. Seine ersten Erzählungen wurden 1937 unter dem Titel „Der glühende Herd“ gedruckt, und zwar im Eckart-Verlag zu Berlin-Steglitz als Band 38 der vom Eckart-Kreis herausgegebenen Reihe, in der übrigens auch Prosa damals recht bekannter Autoren wie Werner Bergengruen und Agnes Miegel erschien. Das Bändchen enthält acht Erzählungen, von denen zwei eigene Kriegserlebnisse wiedergeben, während die übrigen einfache Themen aus dem Alltag des Arbeiters behandeln: die Arbeit selbst, Liebe und Freizeit. Kein Geringerer als August Winnig, der sich vom einfachen Maurer zum preußischen Oberpräsidenten und Schriftsteller hochgearbeitet hatte, schrieb das Vorwort, das allerdings etwas pathetisch abgefaßt ist und reichliche Vorschußlorbeeren enthält. Wegen ihres sehr aktuellen Bezugs ist daraus die Erzählung „Der Garten“ erwähnenswert, die von einem Arbeiter handelt, der zusammen mit anderen unter großen Mühen aus einem Stück Ödland eine kleine Schrebergartenkolonie errichtet. Jahrelang pflegen die Gärtner dieses Stück Natur am Rande der Stadt, und als es dann die er-



sten großen Erträge bringt, müssen sie es abgeben, da der Ziegeleibesitzer es zum Abbau für seine Fabrik benötigt. Die Schrebergärtner sind verbittert „wie ganz alte Menschen, die kaum noch etwas zu erwarten haben“.

Im Jahre 1938 erschien Fausts erster Roman, betitelt „Die Maurer“, in dem er nicht nur die Arbeit dieses Berufsstandes ausgezeichnet beschrieben, sondern ihm auch sein „Standardwerk“ geschaffen hat, und zwar in ähnlicher Weise, wie einst Gerhart Hauptmann in seinem Drama „Die Weber“ diesen Handwerkern ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Wer die Geschichte vom harten Lebensweg eines jungen Maurers liest, wird gewiß so manche autobiographische Züge erkennen.

Wenn Philipp Faust auch kein Nationalsozialist war, so fand er doch für seine weiteren Manuskripte – selbst in der harten Kriegszeit – immer einen Verleger. 1939 erschien sein psychologischer Roman „Der fremde Sohn“, und zwar in dem angesehenen und heute noch bestehenden Münchner Verlag Langen-Müller. Es handelt sich dabei um die Ausarbeitung der Erzählung „Der glühende Herd“, die dem schon erwähnten

Bändchen den Titel gegeben hat. Freilich dürfte das nur derjenige herausfinden, der beide Prosawerke gelesen hat. Merkwürdigerweise wird das weder von Faust selbst – etwa in einem sicher notwendig gewesenem Vorwort – noch von seinem bisher einzigen Biographen, dem Wuppertaler Bibliotheksdirektor Dr. Wolfgang von der Biele, eingestanden. Die beiden genannten Werke – im Roman sind ganze Seiten aus der Erzählung wörtlich übernommen – beschäftigen sich mit der Familie eines jungen Maurers, in die wegen der Untreue der Ehefrau ein „fremder Sohn“ hineingeboren wird. Nach langen inneren Kämpfen nimmt ihn der Stiefvater schließlich doch als eigenen an, schon um die Familie der anderen Kinder wegen zu erhalten.

1940, im zweiten Kriegsjahr, erschien Fausts große Erzählung „Das Haus“, in der schlicht der Bau eines Hauses vom Bauplan über das Richtfest bis zur schlüsselfertigen Übergabe beschrieben wird, und zwar in besonders kurzen Sätzen. Was sie aussagen, ist alltäglich, aber eben nicht allbekannt. Welcher Schriftsteller hat bisher einen Hausbau so genau in Sätze gesetzt? „Gesetzt“ ist der richtige Ausdruck, denn der gebürtige Nieder-Olmer „setzt“ nach Feierabend die Sätze zusammen und aufeinander, wie er das tagsüber hauptberuflich mit den Ziegelsteinen macht.

Philipp Faust „arrangierte“ sich mit dem Nationalsozialismus wie so viele seiner Kollegen, auch wenn sie es nach 1945 nicht zugeben wollten. An kaum zählbaren Orten hielt er im Rahmen der sogenannten Wehrmachtsbetreuung Dichterlesungen, um den Landsern im oft geistlosen Etappenleben eine gehaltvolle Unterhaltung zu bieten. Für ihn war die Begegnung mit den Frontsoldaten, von denen wohl nicht viele bisher ein Buch zu Ende gelesen hatten, besonders beglückend. Von seinem Hauptberuf zumindest zeitweilig freigestellt, konnte er auch weiter publizieren. Im Jahre 1943, mitten im Krieg, erschien in der angesehenen Reihe „Wiesbadener Volksbücher“, herausgegeben von der Deutschen Arbeitsfront und dem Deutschen Volksbildungswerk, als Nummer 301 unter dem Titel „Schicksalstage“ ein 70 Seiten zählendes Bändchen mit neun Erzählungen und einer Einführung von Hildebert Reinhardt. In dem in der Stadtbibliothek Wuppertal vorhandenen Exemplar hat man nach 1945 einige Zeilen dieser Einführung mit schwarzer Tusche gestrichen, weil sie wohl eine

zu starke Konzession an den Zeitgeist dargestellt haben mögen. Kein Wunder, daß sich die Nationalsozialisten über einen solchen Schriftsteller wie Philipp Faust, der aus der Welt der Arbeit kam, freuten und ihn „vor ihren Karren spannen“ wollten. Handeln doch auch jene neun Erzählungen von der Welt des kleinen Mannes, seiner Arbeit und seinen Alltagssorgen. Beinahe hätte der Arbeiterdichter Philipp Faust auch noch im vorletzten Kriegsjahr, als das Papier doch bereits äußerst knapp war, ein Werk veröffentlicht („Wie alle Tage“), wenn nicht die Druckfahnen dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen wären.

Philipp Faust hat – aus welchen Gründen auch immer – sich nicht vom Nationalsozialismus distanziert. Das Jahr 1945 bedeutete deshalb auch für ihn eine tiefe Zäsur. Um seine Familie ernähren zu können, war er gezwungen, wieder „auf den Bau“ zu gehen. Er ging – und publizierte ungebrochen weiter. In einem kleinen, unbekanntem Mündener Verlag veröffentlichte er zwei Romane, die allerdings bei den damals von anglo-amerikanischen Bestsellern überfütterten deutschen Lesern kaum Anklang fanden. Der erste mit dem wenig besagenden Titel „Walter Breitenbach“ (1946) schildert herb und unsentimental die Welt der Bauern, eher diejenige eines Bauern, der die Schwester seiner Frau liebt. Die Schilderung ist – von kurzen Abschnitten abgesehen – langatmig, der Schluß abrupt. Spannender ist dagegen der Roman „Der Sucher“ (1948), der von einem Heimkehrer aus dem I. Weltkrieg handelt. Peter Kampf, die Hauptperson, ist Kohlenträger, Gerüstbauer und schließlich Vorarbeiter auf dem Bau, ein „Sucher“, ein junger Mann auf der Suche nach einer passenden Lebensgefährtin. Er heiratet jedoch nicht eine auch ihn liebende reiche Kaufmannstochter, sondern aus Pflichtgefühl die Schwester seines besten Mitarbeiters, der vom Gerüst gestürzt und danach gestorben ist. Auch dieser Roman enthält autobiographische Züge. (Faust hat kurze Zeit ebenfalls als Kohlenträger gearbeitet.) Der Ort der Handlung soll Mainz sein. Die Stadt wird aber nicht genannt, dafür der Rhein.

Philipp Faust versuchte sich auch als Dichter. 1948 erschien in einem kleinen Wuppertaler Verlag eine mit „Quellen des Lebens“ betitelte Gedichtsammlung. Die überwiegend in reimlosen Rhythmen abgefaßten Verse behandeln zumeist die Natur und die Liebe. Einige haben die Ernte

zum Thema, wie sie Faust, der mitten in der Großstadt Wuppertal wohnte, höchstens auf einem Sonntagsausflug ins Grüne erleben konnte. Hier dürften Kindheitserinnerungen mitgespielt haben. Aber direkt von seiner Heimat handelt nicht eines seiner Gedichte, die ganz allgemein große Empfindsamkeit und Gedankentiefe ausdrücken.

Als Beispiel sei hier sein „Gebet“ angeführt:

„Es ist ja immer nur ein Gebet.
Des Morgens schon, wenn ich aufstehe,
zaudert die Hand mir im Haar meines Kindes.
Es lächelt zu mir herauf,
und ich gehe zu meinem Bau
und richte die Steine.
Wenn ich wiederkomme, am Abend,
grüßen die Sterne.
Was sollte ich anders tun,
als sie anschau'n und danken.“

Seinen letzten großen Erfolg erlebte Philipp Faust im Jahre 1950, als in der damals ziemlich verbreiteten „Berckers Kleinen Volksbibliothek“ unter dem so passenden Titel „Die klingende Kelle“ drei „Erzählungen aus der Welt der Maurer“ abermals abgedruckt wurden. Da diese Hefte – in Format und Preis denen des Reclam-Verlags ähnlich – auch in Schulen gelesen wurden, schien dem gebürtigen Nieder-Olmer hiermit ein Einbruch in breite Leserschichten gelungen zu sein. Der bekannte katholische Verlag Butzon und Bercker in Kevelaer wollte sich in seiner „Gelben Reihe“ bewußt der Arbeiterdichtung öffnen. Das Heft zuvor brachte nämlich „Erzählungen aus der Welt der Kesselschmiede“ von Heinrich Lersch („Unter den Hämmern“). Von Fausts drei Erzählungen war die erste, „Die Maurerkelle“, dem Roman „Die Maurer“ entnommen und die dritte, „Am Bau“, der großen Erzählung „Das Haus“; die zweite mit der kurzen Überschrift „Franz“ stammt aus dem Sammelband „Schicksalstage“. Alle drei sind thematisch passend ausgewählt, so daß der Leser einen guten Einblick in die Arbeit der Maurer erhält.

Nach diesem Erfolg wurde es still um Philipp Faust, der darunter litt, daß seine anderen Werke so geringen Absatz fanden. Auch wurde er kaum noch – wie während des Krieges – zu Vorträgen im Rundfunk oder in der Erwachsenenbildung geladen. Hinzu kam ein körperliches Leiden, das ihn schließlich dazu zwang, den Maurerberuf aufzugeben. Nun konnte Faust sich ganz der Schrift-

stellerei hingeben. Er hatte in der Tat auch noch viele Pläne. In dem zuletzt genannten Heft „Die klingende Kelle“ werden insgesamt neun Titel von Veröffentlichungen genannt, die sich „in Vorbereitung befinden“. Daneben überarbeitete er seine früheren Werke, was gewiß notwendig war. Manche inhaltliche, stilistische und viele orthographische Mängel mußten ausgemerzt werden. Insbesondere galt es, mehrere zu lang geratene und deshalb ermüdende Monologe zu kürzen. Der Arbeiterdichter hätte hierbei eines erfahrenen Mentors bedurft. Leider fand er aber keinen. Al-

lein konnte er das kaum schaffen. Dazu ließen seine Kräfte merkbar nach. Er starb, erst 60 Jahre alt, am 28. Februar 1959 in Wuppertal.

Mag Philipp Faust auch an die großen Köpfe der Arbeiterdichtung, etwa an Gerrit Engelke oder den schon erwähnten Heinrich Lersch, nicht heranreichen, so hat er doch einen bisher gewiß unterschätzten Beitrag zu ihr geleistet, der erst noch einer ausführlichen wissenschaftlichen Würdigung bedarf. Auf alle Fälle geht er als der Schriftsteller der Maurer in die deutsche Literatur ein.

Quellen und Schrifttum:

1. Hermann Bär: J. May, Chronik der Gemeinde Ober-Olm, Mainz 1907, S. 78–80. – J. Hau, Hermann Johann Bär, in: Nassauische Lebensbilder 3 (1948), S. 165–170 (mit Werk- und Literaturverzeichnis).
2. Peter Eckes: Firmenchronik (nur maschinenschriftlich vervielfältigt). – Firmenzeitschrift „Olmer Pit“, Mai 1982, Sonderheft zum 125jährigen Bestehen der Firma.
3. Franz Bernhard Hembes: Hessische Abgeordnete 1820–1933. Biographische Nachweise für die Landstände des Großherzogtums Hessens (2. Kammer) und den Landtag des Volksstaates Hessen, bearbeitet von Hans Georg Ruppel und Birgit Groß (Darmstädter Archivschriften, 5), Darmstadt 1980, S. 131. – Handbuch der Zweiten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen, Darmstadt 1906, S. 231. – Zur Erinnerung an die Einsetzungsfeier des Bürgers Franz Bernhard Hembes als Bürgermeister der Gemeinde Ober-Olm. Abgehalten am 31. März 1849. Mainz o. J. (Vorhanden in der Stadtbibliothek Mainz.)
4. Johannes Stauder: R. Lüdicke, Die preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817–1917, Stuttgart 1918, S. 77. – „Mainzer Journal“ vom 6. 12. 1929, Nr. 284. – Ch. Weber, Kirchliche Politik zwischen Rom, Berlin und Trier 1876–1888, Mainz 1970 (Reg.). – Mündliche Auskünfte von Herrn Karl Stauder, Nieder-Olm.
5. Michael Wolf VI: Inhaltsverzeichnisse über die Verhandlungen der Zweiten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen, 31.–36. Landtag, 1900–1918. Darmstadt o. J. – Amtliches Handbuch der Zweiten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen, Darmstadt 1906, S. 280. – Hessische Abgeordnete 1820–1933, Darmstadt 1980, S. 276. – Mündliche Auskünfte von Herrn Werner Wolf, Stackeden.
6. Philipp Kneib: Anton Ph. Brück, Philipp Kneib (1870–1915), der Nachfolger Herman Schells in Würzburg, in: Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter 37/38, 1975, S. 127–140 (mit weiteren Literaturhinweisen und einer Bibliographie). – Wer ist's?, VI. Ausgabe, 1912, S. 816. – Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 1914–16, Berlin 1925, S. 332 (irrtümlicherweise dort der Geburtsort Zarnheim statt Zornheim). – Das katholische Deutschland, Bd. 2, Augsburg 1933, Sp. 2203. – Adam Gottron, Die Mainzer „Juventus“ 1890–1921, in: Mainzer Almanach 1967, S. 127–141, hier S. 134 u. 136. – Augustinerstraße 34, 175 Jahre Bischöfliches Priesterseminar Mainz, Mainz 1980, S. 328. – Mündliche Mitteilungen von Herrn Gottfried Kneib, Sobernheim.

7. Wilhelm Holzamer: A. Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit, Bd. 1, 20. Aufl., Leipzig 1928, S. 922–927. – G. Heinemann, Wilhelm Holzamer, Persönlichkeit und Schaffen (1870–1907), Phil. Diss. Mainz 1955, Idstein 1956. – A. Schmidt, Wilhelm Holzamer, in: NDB 9 (1972) S. 567–568. – G. Heinemann, Die Heimat als Leitbild und Verpflichtung. Leben und Werk des Dichters Wilhelm Holzamer. Eine Betrachtung zum 70. Todestag, in: Bll. der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft 3 (1977) S. 43–71. – Schriftliche und/oder mündliche Mitteilungen von Dr. Günter Heinemann, Heidelberg, Karl Hetterich, Mainz, und Professor Dr. Karl Holzamer, Mainz.

8. Friedrich Axt: Hessische Abgeordnete 1820–1933, S. 57. – Chronik der Pfarrei Mommenheim/Rheinhessen. – Auskünfte des Sohnes Otto Axt, Darmstadt, des Pfarrers i. R. Wilhelm Friedrich, Mommenheim, und des ev. Pfarramtes Ober-Ramstadt.

9. Franz Holzamer: Handbuch für den Preußischen Landtag 1921, Berlin 1921, S. 261–262 und 511 (Foto). – Wer ist's?, 8. Ausg. 1922, S. 688. – Deutsches Reichsadressbuch, Bd. IV, 4. Teil, 1929, S. 7323. – Reichstags-Handbuch, V. Wahlperiode 1930, Berlin 1930, S. 373.

10. Jean Harth: Handbuch des Landtags des Volksstaates Hessen, Darmstadt 1926, S. 154–155. – Hessische Abgeordnete 1820–1933, S. 124–125. – „Main-Spitze“ vom 12. 11. 1956 (Nachruf). – Rüsselsheim. Vom Beginn der Industrialisierung bis 1945. Katalog des Stadtarchivs, 2. Aufl., Rüsselsheim 1981, S. 106. – Mündliche Auskünfte von Stadtarchivdirektor Dr. W. Heitzenröder, Rüsselsheim, und dem Leiter des Presseamtes der Stadt Rüsselsheim, H. Harth, einem Neffen.

11. Jean Metten: Mappe mit Zeitungsausschnitten, Fotos von Werken Mettens, Einladungskarten, Besucherlisten etc. (im Besitz der Familie Johannes Metten). – P. Weisrock, Der Nieder-Olmer Kunstmaler Jean Metten, in: Heimatj. des Landkreises Mainz-Bingen 27 (1983), S. 145–146.

12. Philipp Faust: K. B. v. Mechow, Geist hinter dem Handwerk. Zu den Büchern von Philipp Faust, in: Die neue Rundschau 52 (1941) S. 142–154. – Wer ist's?, 13 (1958) S. 281. – H. Reinhardt, Einführung (zu „Schicksalstage“ von Philipp Faust), Wiesbadener Volksbücher 301, Stuttgart 1943, S. 3–8. – W. v. d. Brille, Philipp Faust, in: Wuppertaler Biographien 4 (1962) S. 29–39. – Deutsches Literatur-Lexikon³, begr. v. W. Kosch, 4 (1972) S. 802. – Kürschners Deutscher Literatur-Kalender, Nekrolog 1936–1970, Berlin 1973, S. 155. – Mündliche Hinweise von Archivdirektor Dr. Eckhardt, Wuppertal, Karl Hetterich, Mainz, Frau Margarete Horn, geb. Faust, Nieder-Olm, und Frau Leni Greger, Schwelm, einer Tochter des Dichters.

IV. Die Verbandsgemeinde Nieder-Olm in der Gegenwart